hEFt

für literatur, stadt und alltag

#48 · Juli 2017

Mix mir einen Drink

hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 1. August // 19:30 Uhr
Weinatelier Rue, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 48 (13. Jg.), Juli 2017 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDEDBERF // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Kathleen Kröger, Benedikt Rascop // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Kathleen Kröger // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint am 29. September; Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. August // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und die Thüringer Staatskanzlei. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Kulturrausch

Erfurt
LANDESHAUPTSTADT THÜRINGEN
Stadtverwaltung

Freistaat Thüringen
Staatskanzlei

Stadt & Alltag

4 Schöne Aussicht
5 Studentenzentrum ohne Engelsburg?
6 Frag die Frager: Interview Radio F.R.E.I.
8 Versuch, kein Versuch mehr zu sein
10 Mehr Bier-Kultur für Erfurt!
11 Fünf Fragen an: den Heiligen Trinker
12 Fragmente aus der Abseitsfalle
13 Steigerwald Fan Kids
15 Literatur kennt keine Altersgrenze
17 Literaturbüro
18 Ein Gedicht zum Kaffee?
19 Redaktion empfiehlt
20 Neuer Raum für Jenaer Soziokultur

22 Fotostrecke: Franziska Barth

Literatur
Mix mir einen Drink

26 Café Sonnenschein
27 Zombies
29 kurzroman: in laibzig
30 Reiner Kleidermann
34 Die Bürde des Performens
36 Unter der Decke
40 Letzte Sommertage
41 Kamikaze
46 Revolution & Bier
47 Valerie
50 Bedarfe

51 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Sommer steht vor der Tür. Sollte es Sie in alter Tradition an die Ostsee verschlagen, schadet es nicht, sich im Vorfeld etwas einzustimmen. Wir empfehlen dafür den DEFA-Dokumentarfilm »flüstern & SCHREIEN« aus dem Jahr 1988. In ihm wird unter anderem die Berliner Punkband Feeling B auf einer ihrer Ostseetouren begleitet. Mit ihrem klapprigen Robur-Bus geht's über leere Autobahnen Richtung Rügen. Am Strand von Göhren gibt's frisch gekochte Fischsuppe und Pogo im Sand. Im Hintergrund weht ein schwarzes Banner am Volleyballnetz. Wer wissen will, wie sich die DDR damals angefühlt hat, hier erfährt er es.

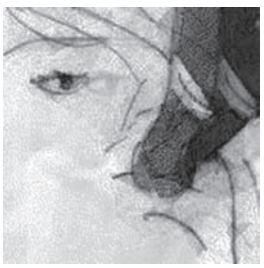
Einer der Feeling-B-Klassiker ist das Sauf- und Rauflied »Mix mir einen Drink«. Es ist gleichzeitig Thema dieser hEFt-Ausgabe. Auf den Konzerten ließ sich die Band für das Lied immer wieder spezielle Choreografien einfallen. Dabei ging es stets darum, Freiwilligen aus dem Publikum den berüchtigten Tequila-Slammer – ein Mix aus Tequila und Sekt – einzuflößen. Mal geschah dies mit einem Kinder-Wassergewehr, mal mit einem Schlauch, wobei der Proband während der Prozedur zuweilen auf der »Slammermachine« festgeschnallt um die eigene Achse rotierte, damit sich alles schön und vor allem schnell im Körper verteilen konnte. Währenddessen sang der meist auch schon nicht mehr ganz nüchterne Frontmann Aljoscha Rompe: »Mix mir einen Drink, der mich woanders hinbringt«. Zeiten waren das ...

Einflößen mussten wir unseren Autorinnen und Autoren das Thema dieser Ausgabe nicht. Ob sich der ein oder andere während des Schreibens selbst etwas eingeflößt hat, interessiert uns an dieser Stelle nicht. Nur das Ergebnis zählt. Und das kann sich wieder einmal sehen lassen. Die literarischen Statements zum Thema lesen Sie ab Seite 26.

Und schnell noch ein Tipp in eigener Sache. Der Kulturrausch e.V., Trägerverein des hEFtes, wurde vor 20 Jahren gegründet. Wir feiern das unter dem Motto »Was macht eigentlich Bullo?« am 26. August in der Halle 6 im Erfurter Zughafen. Wir werden singen, spielen, lesen, tanzen – und selbstverständlich auch kühle Drinks mixen. Kommt vorbei und feiert mit uns!

Bis dahin wünschen wir einen erholsamen Sommer!

Die Redaktion



Titelillustration: Kathleen Kröger
1995 in Halle geboren, wollte eigentlich mal Kunst an der »Burg« studieren, entschied sich dann aber doch realistischerweise für Literatur und Geschichte in Erfurt. Normalerweise benutzt sie Stifte eher zum Schreiben, zum Beispiel fürs hEFt oder die TA. Wie die Buchstaben in der Zeitung mag sie eigentlich lieber schwarz und weiß, hat hier aber auch mal etwas Buntes ausprobiert.

Schöne Aussicht

Rad gegen Wagen

Erfurt, 20.Mai 2037: Morgen ist es wieder soweit: Tausende Fahrradfahrer treffen sich zur »Peaceful Mass« und fahren gemeinsam durch unsere radfahrerfreundliche Stadt.

Die »Peaceful Mass« hat sich aus der früheren »Critical Mass« entwickelt. Diese war eine Demonstration zur Beachtung der Fahrradfahrer als Verkehrsteilnehmer und für die Verbesserung der Infrastruktur. Aus traditionellen Gründen findet dieses Treffen immer noch statt, bekam aber einen »positiveren Namen«, so Rosa Rad, die Leiterin der »Peaceful Mass«. Die gesamte Stadt ist mittlerweile mit ebenen und breiten Fahrradwegen, vielen Fahrradständern und sogar 200 Aufladestationen für E-Bikes ausgestattet. Für die Autofahrer bleibt dadurch innerorts nur eine Fahrbahnseite, da ja sowieso die Meisten mit dem Fahrrad unterwegs sind und die andere Seite benötigen. Mit dieser Verbreiterung und Bevorzugung der Fahrradfahrer gibt es jedoch vermehrt negative Kritik der verbleibenden Autofahrer. Sie dürfen seit einigen Jahren ihr Automobil nicht mehr innerhalb der Stadt verwenden, außer sie haben eine Ausnahmegenehmigung. Diese ist nur erhältlich, wenn man aus nachweisbaren gesundheitlichen Problemen weder zu Fuß gehen noch mit dem Rad fahren kann.

Erst letztes Jahr gab es Ausschreitungen: die traditionelle Radwanderung wurde von einer Gruppe kampflustiger Autofahrer gestört. Diese neue Organisation nennt sich »Bike Fighters«. Sie blockierten die Radwege der Innenstadt mit ihren Gefährten und ketteten mehrere abgestellte Fahrräder inklusive deren Besitzer zu Beginn der Demonstration an Laternen fest. Laut Werner Wagen, dem Vorsitzenden der »Bike Fighters«, wurden die Schlüssel zu den Ketten »bis auf Weiteres aus Protest verschluckt«.

Um Vorfälle wie im letzten Jahr zu vermeiden, hat der Oberbürgermeister Erfurts dazu aufgefordert, alle Autos der Stadt für 24 Stunden durch Radkrallen still zu legen. Gerüchten zufolge führt Verstecken des Autos zu einer Haftstrafe. /// **ak**

Leuchtreklame sorgt für Verwirrung

Erfurt, 14. Juli 2018: Eine fehlerhafte Leuchtreklame hat erneut zu Missverständnissen geführt. Mehr als 70 Landwirte hatten sich auf der Magdeburger Allee vor dem Ladengeschäft »Kindermoden für groß und klein« auf Höhe Heinz-Ellmann-Straße versammelt. Nachdem der Inhaber den Ansturm bemerkte, verbarrikadierte er sich und schloss die Ladentüren. Wie sich herausstellte war der 67-jährige Rinderbauer Karl Auer wegen eines Orthopädentermins in Erfurt unterwegs und kam an besagtem Laden vorbei. Da die Leuchtröhren des Buchstabens »K« jedoch ungünstig verrutscht waren, war dort »Rindermoden für groß und klein« zu lesen und der aufgeweckte Landwirt verständigte sofort seine Kollegen aus den umliegenden Dörfern. Im Gespräch mit den Bauern wurde deutlich, dass der Bedarf an Kleidung für Nutzvieh in den vergangenen Jahren drastisch gestiegen ist. So würden sich jeden Winter mehr als 40 Prozent der Kühe eine Erkältung zuziehen. Die durch den mutmaßlichen Rinderladen ausgelöste Hoffnung baute demnach auf rindgerechte Schals und Regencapes, wahlweise in Naturtönen oder auch mit Ringelmuster. Rainer Hohn und Gerold Steiner, zwei der über den Irrtum empörten Landwirte, spielen nun mit dem Gedanken, selbst ein solches Ladengeschäft ins Leben zu rufen. Der Kontakt zu Modefirmen für nachhaltige Biomode wurde nach Angaben Steiners bereits hergestellt.

Erst letzte Woche hatte eine verwirrte Radfahrergruppe aus Fambach für Aufsehen gesorgt, als sie am Erfurter Hauptbahnhof panisch im Kreis fuhr. Auslöser waren defekte Leuchtbuchstaben im »Thüringen«-Schriftzug, sodass im Morgengrauen nur noch »Tingen« zu lesen war. Die Gruppe hatte geglaubt, sich auf der Fahrt zu ihrem Reiseziel um 89 Kilometer verfahren zu haben. Ein besonders perplexer Tourist schloss auch übernatürliche Einflüsse nicht aus. Morgen sollen beide Reklamen repariert werden. /// kk

Studentenzentrum ohne Engelsburg?

Die Erfurter Engelsburg hat seit dem 1. März mit Ben Gutt und seinem Tonkombinat einen neuen privat-rechtlichen Betreiber. Das »Studentenzentrum« heißt nun »Kulturzentrum« mit dem Schwerpunkt Live-Musik. Doch wie geht es eigentlich mit dem vorherigen Betreiberverein weiter, der bei der Ausschreibung des Hauses im letzten Jahr den Kürzeren gezogen hatte? Was macht also das Studentenzentrum Engelsburg e.V. ohne Engelsburg?

»Es ist bei allem Ärger eine Win-win-Situation«, sagt Markus Hirche, noch hauptamtlicher Geschäftsführer des ehemaligen Betreibervereins Studentenzentrum Engelsburg e.V. zur gegenwärtigen Lage und der Zusammenarbeit mit dem neuen Betreiber. Das klingt erst einmal überraschend. Denn das Auslaufen des Mietvertrages zwischen Verein und Stadt zum 28. Februar und der damit verbundene Betreiberwechsel besiegelte auch das Ende der bisherigen Arbeitsstrukturen der Engelsburg: Büros wurden geräumt, Inventar verkauft, Mitarbeiter entlassen. Der Hochschulladen »Wiesel«, der seit vielen Jahren Anlaufpunkt und Beratungsstelle für Studierende war, zog schon im letzten Jahr an die Universität.

Was dem Verein blieb, waren Verbindlichkeiten und langfristig laufende Gastronomie-Verträge. Man einigte sich mit dem neuen Betreiber, die Gastronomie im Steinhaus und im angeschlossenen Biergarten für zunächst fünf Jahre zu übernehmen. Dafür jedoch musste – auch auf Drängen der Stadt als Eigentümer des Objektes – eine andere Trägerstruktur gefunden werden. So wurde eigens die Engelsburg Steinhaus Betriebs GmbH gegründet, in der das Studentenzentrum Engelsburg e.V. mit 49 Prozent beteiligt ist. Verbunden mit der gastronomischen Betreibung ist die Ausrichtung einzelner traditioneller Veranstaltungen, wie dem Hoffest am 1. Mai. Heißt das nun, dass der Verein »weich fällt«, wie Reinhard Hucke im letzten hEFt schrieb?

»Es ist schwierig, 49 Jahre ein Haus zu betreiben und von heute auf morgen neue Schwerpunkte zu setzen«, so Markus Hirche. Mit den Konzerten, Partys und anderen Kulturveranstaltungen im Haus und auch außerhalb sei ein zentrales Tätigkeitsfeld des Vereins weggebrochen. Und das hat nicht nur programmatische Konsequenzen: »Die ehemaligen Mitarbeiter müssen sich nun beruflich neu orientieren, auch einige Ehrenamtliche haben nach dem Tohuwabohu der letzten Monate ihr Engagement zurückgefahren«, beschreibt der ehemalige Eburg-Chef die schwierige Situation. Und Kristian Stübner, Beiratsvorsitzender des Vereins, ergänzt: »Wir fallen nun in eine normale Vereinsstruktur zurück«. Ab 1. Juli wird der ehemalige Trägerverein wieder rein ehrenamtlich arbeiten.

Aber nicht alles ist weggebrochen. So bestehen auch weiterhin Kooperationen mit der hiesigen Universität und der Fachhochschule. Zukünftig sollen hier die Schwerpunkte des Vereins liegen: Unterstützung beim Hochschulmarketing und begleitenden Bildungsangeboten für Studierende. Und mit dem Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. und der Universitätsgesellschaft Erfurt e.V. sind noch zwei weitere Vereine in der Engelsburg ansässig. Eine gemeinsame Geschäftsstelle der drei auch inhaltlich und personell eng verbundenen Vereine soll zukünftig in den Räumen des ehemaligen Hochschulladens »Wiesel« auf dem Gelände der Engelsburg entstehen. Der Förderverein wird sich zukünftig weiterhin dem Denkmal Humanistenstätte Engelsburg widmen. Darüber hinaus soll auch ab 2018 der Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb für junge Thüringer Autorinnen und Autoren in Kooperation mit der Stadt Erfurt und Thüringer Literaturvereinen fortgesetzt werden. Die Universitätsgesellschaft hingegen wird sich auf die Organisation des Erfurter Kollegs und die Unterstützung der »Kinder-Uni« und der Ringvorlesungen der Erfurter Hochschulen konzentrieren. Auch der Aufbau einer Alumnistruktur für die Universität, durch die Absolvent/innen auch nach ihrem Abgang mit der Hochschule verbunden bleiben können, soll zukünftig forciert werden.

Bei all dem spielt die Engelsburg als Ort weiterhin eine wichtige Rolle. Die Schwerpunkte mögen sich verschoben haben, die Strukturen auch. Beides wird sich hoffentlich in den nächsten Monaten zurechtrütteln. »Nach zwei Jahren«, so Markus Hirche, wollen alter und neuer Betreiber die Zusammenarbeit evaluieren.«

Spätestens dann sollte sich wohl auch die Stadt Erfurt ihre damaligen Kriterien für die Ausschreibung des Hauses noch einmal zur Hand nehmen. /// **Thomas Putz**

Frag die Frager

Seit Juni 2015 gibt es in Erfurt nur noch einen lokalen Radiosender. Der Offene Kanal Radio Funkwerk stellte den Sendebetrieb ein und Radio F.R.E.I. sendet seitdem mit Volllizenz. Zum Zweijährigen sprachen wir mit Carsten Rose, Mitgründer von Radio F.R.E.I., und dem Ex-Funkwerker Reinhard Hucke über Übergänge, Neuanfänge und den Unterschied zwischen einem Programm und ausgefüllter Sendezeit

Könnt ihr mir kurz die Hintergründe für die Einstellung des Sendebetriebs bei Radio Funkwerk und die Lizenzerweiterung bei Radio F.R.E.I. ins Gedächtnis rufen? Warum hat letztendlich Radio F.R.E.I. den Zuschlag bekommen?

Carsten Rose: Na ja, es war eben – wie viele Leute irrtümlicherweise annehmen – keine Lizenzerweiterung, auch keine Fusion oder feindliche Übernahme, sondern eine Neuausschreibung der Bürgerfunkfrequenz-Lizenz. Es ging also im Prinzip um eine komplette Neuzulassung. Bis dahin war es ja so, dass unsere Lizenz alle vier Jahre verlängert wurde. Es hätte also auch jemand anders den Zuschlag bekommen können. Das ist aber zum Glück nicht passiert.

Welche Gründe gab es für die Neuausschreibung der Lizenz?

Carsten: Das hing mit der Verabschiedung eines neuen Landesmediengesetzes zusammen, das den Bürgerfunk stabilisieren soll. Bisher war es in Thüringen so, dass es einerseits die Offenen Kanäle gab und andererseits die zwei Nichtkommerziellen Radios, Radio F.R.E.I. in Erfurt und Radio LOTTE in Weimar. Im neuen Landesmediengesetz wurde nun ein sogenannter Dreiklang verankert, der durch die Lizenznehmer gewährleistet werden muss, bestehend aus lokaler publizistischer Ergänzung, Medienbildung und freiem Zugang. Deshalb kam es zur Neuausschreibung.

Reinhard, du warst aktiver Funkwerker und bist nun auch bei Radio F.R.E.I. regelmäßig auf Sendung. War das für dich eher ein Übergang oder ein Neuanfang? Gibt es Unterschiede in der Arbeitsweise bei Radio F.R.E.I. im Vergleich zu der bei Funkwerk?

Reinhard Hucke: Für mich war es ein Übergang und es gibt natürlich Unterschiede in der Arbeitsweise. Die habe ich aber gern in Kauf genommen. Ein entscheidender Unterschied – und darauf habe ich mich richtig gefreut – ist sicherlich die redaktionelle Arbeit. Die war bei Funkwerk ja gar nicht so vorgesehen. Da war es so, dass man einfach kommen konnte, man hatte den freien Zugang, was toll war, hat seine Sendung gemacht und ist wieder gegangen. Man hat, mehr oder weniger, nebeneinander existiert und teilweise gar nichts voneinander mitbekommen. Im Gegensatz dazu gibt es bei Radio F.R.E.I. sehr viel Austausch, eine Planung und eine Programmkoordination und regelmäßige Redaktionskonferenzen. Das fand ich toll und darauf hatte ich mich – wie gesagt – auch gefreut. Nichtsdestotrotz: Ich war zwölf Jahre wahnsinnig gerne bei Radio Funkwerk und das wäre ich wahrscheinlich heute noch, wenn es den Sender noch gäbe.

Wie wurdest du bei Radio F.R.E.I. »aufgenommen«?

Reinhard: Sehr gut! Zum 1. Juni 2015 sendeten wir ja bereits seit einem halben Jahr als Noch-Funkwerker aus den Räumlichkeiten von Radio F.R.E.I. in der Gotthardtstraße, da die Studios am Ring schon rückgebaut wurden. Es gab am 3. November 2014 sogar, daran kann ich mich noch sehr gut erinnern, eine kleine Willkommensfeier für die Funkwerker. Da wurde ich gleich angesprochen und konnte feststellen, dass man auch bei Radio F.R.E.I. ab und zu Funkwerk gehört hatte. So war zum Beispiel bekannt, dass ich das Filmmagazin mache.

Carsten: Zu dem Zeitpunkt, im November 2014, war übrigens noch nicht klar, ob Radio F.R.E.I. den Zuschlag für die neue Lizenz erhalten würde und wir wussten auch nicht, ob es weitere Bewerber gibt. Diese Situation war nicht völlig angstfrei für uns, auch wenn uns klar war, dass wir ganz gute Referenzen haben.

Hatte sich Funkwerk auch um die neue Lizenz beworben?

Carsten: Nein. Funkwerk war ja nicht nur ein »Offener Kanal«, sondern hatte auch die Besonderheit, dass er von der Thüringer Landesmedienanstalt selbst betrieben wurde. Mit der neuen gesetzlichen Regelung war beides nicht mehr vorgesehen.

Die Wahrscheinlichkeit war aber trotzdem hoch, dass Radio F.R.E.I. den Zuschlag bekommt. Wie habt ihr euch auf den 1. Juni 2015, den Stichtag für das Vollprogramm, vorbereitet?

Carsten: Uns war klar, dass das auch für Radio F.R.E.I. ein Neuanfang ist. Wir mussten ja ein Vollprogramm stricken und wussten, dass wir das nur schaffen, wenn neue Leute dazu kommen. Deswegen haben wir von Anfang einen Prozess in Gang gebracht, in dem wir zusammen das neue Programmschema erarbeitet haben. Dazu haben wir die Funkwerk-Leute, die daran Interesse hatten, eingeladen. Das waren eine ganze Menge und sie verfügten über viel Erfahrung. Zum Teil waren ja Leute dabei, die – wie Reinhard – bereits mehr als zehn Jahre Radio machten.

Reinhard: Genau. Als wir dazukamen gab es zwar bereits einen groben Vorschlag, den ihr auf einer Klausur in Hütten erarbeitet hattet. Aber darauf aufbauend haben wir in mehreren

Reinhard Hucke und Carsten Rose // Foto: Boris Hajdukovic

Workshops gemeinsam diskutiert, wie dieser Vorschlag konkret ausgestaltet werden könnte.

Mit der neuen Lizenz war für Radio F.R.E.I. eine erhebliche Erweiterung der Sendezeit verbunden. Einerseits wurde ein langjähriges Ziel damit erreicht. Andererseits hat Radio F.R.E.I. traditionell einen hohen redaktionellen Anspruch! Wie gelingt euch der Spagat, dass einerseits mehr Sendezeit gefüllt werden muss, andererseits die Qualität der Inhalte aber nicht zu kurz kommen soll?

Carsten: Das ist nicht nur ein Spagat, sondern auch ein Dilemma. Es geht eben – wie du sagst – nicht nur darum, mehr Sendezeit zu füllen, sondern darum, ein Programm zu machen, was dem eigenen Anspruch gerecht wird. Das ist ein Prozess, der auch nach gut zwei Jahren noch nicht abgeschlossen ist. Wir haben allein in diesem Jahr eine ganze Reihe neuer Wortsendungen entwickelt wie beispielsweise das Europamagazin EUphoria oder die Gesprächssendungen Nightbird und Zartschmelzend. Unsere größte Baustelle ist zurzeit die Nachmittagsschiene. Wir haben traditionell eine etablierte Morgen- und Vormittagsschiene mit Beiträgen, Interviews, festen Rubriken und so weiter. Das auf den Nachmittag zu übertragen, ist eine große Herausforderung. Das gelingt uns bisher nur punktuell.

Du sagst, es gehe darum, ein Programm zu machen und nicht nur Sendezeit zu füllen. Wo liegt da der Unterschied?

Carsten: Die redaktionelle Zusammenarbeit ist das Entscheidende. Dass die Menschen, die die verschiedenen Sendungen machen, sich trotzdem als Redaktionskollektiv begreifen, dass sie Beiträge austauschen oder sich gegenseitig liefern.

Reinhard: Zum Teil gelingt uns das schon, aber manchmal müssen wir uns noch besser absprechen und achtgeben. Besonders spätabends an den Randsendeplätzen, wo wir auch inhaltliche Magazine haben mit guten Beiträgen. Die sind dann manchmal fast »versendet«, weil nur noch wenige Menschen zuhören. Solche Beiträge könnte man dann tagsüber einfach nochmals bringen – Stichwort effektive Zweitverwertung.

Carsten: Es geht also um die Verzahnung der verschiedenen Programmteile und nicht nur darum, offene Sendeplätze zu vergeben.

Wie fällt euer Fazit nach zwei Jahren aus: Ist da zusammengewachsen, was nicht zusammengehörte?

Reinhard: Ich kann jetzt nur für mich sprechen, aber ich hatte da nie Berührungsängste. Ich habe mich vom ersten Moment an hier wohl gefühlt und hatte die letzten zwei Jahre wahnsinnig viel Spaß am Radiomachen.

Carsten: Mit diesem »ihr und wir« habe ich ohnehin ein Problem, weil es weder Radio F.R.E.I. noch Radio Funkwerk jemals als homogene Gruppe gab.

Radio F.R.E.I. mischt auch im Kulturquartier im Alten Schauspielhaus mit. Perspektivisch ist ein Umzug geplant. Was sind die Gründe dafür?

Carsten: Es gibt für mich zwei ganz wichtige Punkte in Bezug auf die Zukunftssicherung von Radio F.R.E.I. Punkt eins war die Gesetzesnovellierung und die Vollfrequenz. Punkt zwei ist der Ort. Wir haben zwar einen sehr schönen Ort in der Gotthardtstraße, aber wenn man sich umschaut, was in den letzten Jahren drumherum passiert ist, bringt das zunehmend Probleme mit sich. Wir haben hier ein Wohnumfeld, was es uns schwierig macht, Veranstaltungen und Konzerte durchzuführen. Dazu gibt es neue Auflagen für die F.R.E.I.-Fläche. Wir dürfen nur noch maximal 80 Leute rein lassen. Das Haus ist in Privatbesitz, was immer mit einer gewissen Unsicherheit verbunden ist, auch wenn unsere Vermieter liebe und nette Leute sind. Abgesehen davon und abgesehen von den Möglichkeiten, die sich einem dort bieten, ist das eine einmalige Möglichkeit, solch einen geschichtsträchtigen Ort wie das Alte Schauspielhaus, das 13 Jahre leer stand, neu zu beleben – mit der Idee ein kommunales Programmkino, ein Tanztheater und ein lokales Radio unter einem Dach zu vereinen.

Reinhard: Ich freue mich vor allem auf die Synergieeffekte und die kurzen Wege. Gerade als Macher des Filmmagazins, wenn ich daran denke, dass das Kino gleich mit im Haus ist.

Vielen Dank für das Gespräch!
/// Interview: Alexander Platz

Erster Versuch, kein Versuch mehr zu sein

Der Versuch Nr.1, kein Versuch mehr zu sein, ist eine selbstironische Momentaufnahme des dynamischen Oeuvres des Erfurter Künstlers Damokles. Vom 20. Mai bis 19. August 2017 haben interessierte Kunstliebhaber die Möglichkeit, in der Galerie des Theaters im Palais in Erfurt einen Blick hierauf zu erhaschen

Beginnen wir – um der Rhetorik Willen – ein wenig polemisch: Erfurt ist eine Stadt, in der sich die Bürger selbst zu helfen gelernt haben. In einer Stadt, in der die Förderung kultureller Vereine und Aktionen mit dem doppelbödigen Nimbus einer Gralssuche versehen wurde, bilden autodidaktische Künstler und selbstständig betriebene Lokalitäten, Theater, Galerien und Magazine (sic!) ein dichtes Netzwerk der kulturellen Vermittlung und Existenzsicherung, von dem vor allem jene profitieren, deren Werken sich noch im Werden befindet. Eines dieser aufstrebenden Talente verbirgt sich hinter dem Pseudonym »Damokles«, dessen nunmehr zweite gebührend gefeierte Ausstellung am 20. Mai im Theater im Palais eröffnet wurde.

Als Steffen Müller – das bürgerliche Pseudonym hinter Damokles – vor zwölf Jahren zum erstem Mal zu Strukturpaste und Acrylfarbe griff, war bereits der Grundstein seines Schaffens gelegt: Eine richtige Form gab es nicht, auch hatte er kein Motiv. Er experimentierte, ohne einen Gedanken an Kompositionen zu verschwenden und seine Werke sind seitdem mehr das organische Abbild formenreicher Stimmungsschwankungen denn Produkt eines wohlüberlegten Konzepts. Es mag ironisch erscheinen, dass ihm zu jener Zeit (2005 – er war kaum 16 Jahre alt) gerade die Schönheit des Scheiterns zur Inspiration verhalf: »Mit viel zu überhöhten Ansprüchen ging ich an günstige Leinwände mit günstigen Acrylfarben aus dem Baumarkt an ein Motiv heran, verwarf es alsbald und überzog die Leinwand mit Strukturpaste und blauer Farbe – und fand das Ergebnis wundervoll.« Die Geschichte von Damokles und seinen Bildern ist eine, die beispielhaft für den Typus des Autodidakten stehen kann: Was anfangs »nur« ein Hobby gewesen ist, professionalisierte sich zusehends, fand Bestätigung bis weit über die engen Freundeskreise hinaus und wurde zum Steckenpferd und ästhetischem Ausdrucksmittel des 28-jährigen Psychologiestudenten, der bei seiner ersten Ausstellung im Retronom die Gelegenheit hatte, sich und seine Werke selbst einmal auf der psychoanalytischen Couch sehen zu dürfen. So hieß es, dass er seinem Publikum nicht allzu viel zutraue, es gerne »an die Hand« nehme. Der Schlüssel – ein wiederkehrendes Motiv in seinen Kompositionen – sei ein symbolischer Wegweiser. Auch meinten die Betrachter, aus den wie schwerelos dahindriftenden Formen eine geduldsame, fast stoische Ruhe herauslesen zu können, die seinen Schaffensprozess ausmache. Das zumindest ist eine Möglichkeit, das kreative Schaffen und die dynamischen Prozesse, die dahinter und darin stehen, auf eine Person, einen Moment oder eine Intention festzunageln. Dass dies nun aber gerade nicht möglich ist, dafür sind die Werke Damokles' gerade der Beweis. Sie sind Zeugnisse eines organischen Prozesses, einer kreativen Evolution, die mal in Sackgassen führt, mal Neues ausprobiert und in dem – sowohl im Gesamtwerk als auch im einzelnem Bild – sich die Schichten vieler verschiedener Stimmungen wahrnehmen lassen, die sich doch nie einer strikt zu befolgenden Intention unterworfen haben. In den Bildern Damokles' weichen klare Konzepte oft der Allmacht des Zufalls und fanden tatsächlich erst vor gut sieben Jahren mit *Inizio* erstmals Einzug in die chaotischen Farbfluten. Werke wie *Divenire* entwickelten das weiter und öffneten neuen Ideen und Experimenten Tür und Tor. Wie sehr sich seine Bilder aber durch das Erlernen neuer Techniken verändert haben mögen, sie blieben doch immer Fragmente, Momentaufnahmen der Formunvollendung und somit Miniaturen des kreativen Prozesses selbst. Wie entstehen die Bilder aber? Mit Kohlestiften, Ölpastellstiften (»Keine normalen Pastellstifte! Die finde ich furchtbar!"), mit Stofftüchern, Terpentin und vor allem mit Musik, die ein unerlässliches Werkzeug zur Erzeugung der richtigen Stimmung, des emotionalen und kreativen Weitblicks ist. Was folgt,

Divenire

ist ein Bild, das sich vielleicht als etwas irgendwo zwischen einem nahezu synästhetischem Rausch und einem popkulturellem Klischee beschreiben ließe: Da haben wir einen Menschen, den die leere Leinwand zum erschöpfenden Zweikampf herausfordert, der Gebirge aus Spachtelmasse und Strukturpaste aufwirft, die weiße Fläche mit geometrischen Formen, Linien und Kreisen zu bändigen versucht, sie – wenn's nicht gefällt – von den eben auferlegten Grenzen wieder befreit ehe die ersten Farbfluten in Blau und Gold darüber schwappen. Ideen werden verfolgt oder verworfen, eventuell kommt Terpentin zum Einsatz um Farbe zu entfernen, oder es wird einfach übermalt. Jedes Werk entsteht so Schicht für Schicht, hat eine eigene Geografie, eine eigene Tektonik, vom Gr/o/a/ben bis hin zu feinsten Goldäderchen. Ein Wechselspiel zwischen dem Drang zur Perfektion und der Notwendigkeit loslassen zu müssen und zu malen, was das Bild für sich fordert. Künstler und Bild sprechen dabei oft nicht die gleiche Sprache, müssen sich aber dennoch irgendwie verstehen. Der kreative Prozess stellt die Geduld beider auf die Probe, überspannt sie oft. Oft geschieht es, dass ein Bild für Monate unvollendet bleibt – vielleicht sogar für immer. Oft geschieht es, dass es noch einmal von Neuen gezeichnet werden will, oft geschieht es, dass eine Skizze durch die vermeintliche Vollendung nur an Perfektion verlieren würde. Der Titel der Ausstellung kann daher als selbstironischer Verweis auf die Differenzen zwischen Wollen, Können, Müssen und Dürfen aufgefasst werden. *Der Versuch, kein Versuch mehr sein zu wollen*, würde – wäre er je von zweifelhaftem Erfolg beschienen – nicht zuletzt auch eine der wichtigsten Tätigkeiten des menschlichen Handlungsrepertoire auslöschen: das Suchen.

Die Bilder von Damokles lassen sich noch bis zur Finissage am 19. August 2017 in der Galerie im Theater im Palais, Michaelisstraße 30 bewundern. /// **René Porschen**

Mehr Bier-Kultur für Erfurt!

Dem einen oder der anderen hEFt-Leser/in mag der merkwürdige Schluntz-Schriftzug auf Seite 12 der letzten hEFt-Ausgabe – nach wie vor – ein Rätsel sein. Manche waschechte Erfurter Puffbohne hatte hingegen möglicherweise sofort den richtigen Riecher beziehungsweise Geschmack auf der Zunge. Also, wir lösen auf: Schluntz ist das neue Erfurter »KULTURBIER«! Wir sprachen mit den Schluntz-Köpfen Eric Ebeling und Torsten »Scharti« Schart

Wie seid ihr auf die Idee gekommen, ein Bier für Erfurt anzubieten? Erfurt hat seit Jahren kein (für uns trinkbares) Bier mehr und uns war sehr daran gelegen, dass es wieder ein Bier gibt, mit dem man sich als Erfurter identifizieren kann. Im Grunde war es so eine dieser typischen Schnaps- beziehungsweise Bier-Ideen, die ja oft sehr gut sind, meistens jedoch nicht in die Tat umgesetzt werden. Das haben wir diesmal anders gemacht.

Den Erfurter Bier-Notstand haben inzwischen ja auch andere Akteure in der Stadt ausgemacht. Schluntz ist allerdings nicht nur ein Bier für Erfurt, sondern ein KULTURBIER. Was hat es damit auf sich? Der Gedanke war von Anfang an, das Gute mit dem Guten zu verbinden. So gehen ab der ersten verkauften Flasche Schluntz drei Cent vom Verkaufspreis auf ein Spendenkonto. Das klingt erstmal nach wenig, aber da kann schon einiges zusammenkommen. Am Ende eines jeden Jahres werden wir das Geld an Erfurter Kulturprojekte spenden. So kann jeder mit dem Genuss unseres Bieres einen direkten Beitrag zum Erhalt und der Förderung der Erfurter Kulturlandschaft leisten.

Wie kam es zu dem Namen Schluntz? Bier hat (auch) in Erfurt eine uralte Tradition. Im Mittelater gab es in Erfurt mehr als 200 Brauereien. Anders als heute, gab es zu der Zeit jedoch noch keine unterschiedlichen Markennamen. Es war üblich, dem Bier einen stadtweit gleichen Namen zu geben, der das Bier charakterlich oder in seiner Wirkung umschrieb. In Mühlhausen war das zum Beispiel die »Krebsjauche«, in Eisleben wurde das Bier »Mord und Totschlag« genannt. In Erfurt erhielt es wegen seiner trüben, dunklen Färbung den Namen »Schluntz«. Außerdem klingt »Schluntz« doch schon nach Bier! Und jeder Erfurter versteht intuitiv, was damit gemeint ist.

Warum passen Kultur und Bier – eurer Meinung nach – gut zusammen? Bier IST Kultur! Und mit dem Verkauf eines Kulturgutes sollte man auch die Kultur fördern. Und das nicht nur durch das Anbieten beziehungsweise Verkaufen eines Kulturgutes, sondern auch durch die finanzielle Unterstützung der Kultur aus den Erlösen. Sozusagen ein Brückenschlag zwischen Jahrhunderte alter und moderner Kultur.

Wie lange hat es gedauert bis ihr die erste Flasche Schluntz in den Händen halten konntet? Von der Schnaps- beziehungsweise Bier-Idee bis zur ersten Lieferung hat es etwa eineinhalb Jahre gedauert. Vom Zeitpunkt des Entschlusses, dass wir die Sache angehen wollen, vergingen sieben Monate.

Wo kann man das Bier trinken beziehungsweise kaufen? Zunächst kann man Schluntz bei ausgwählten Händlern in Erfurt kaufen. Im Moment sind wir dabei, weitere Händler und Erfurter Kneiper davon zu überzeugen, das Bier ins Programm aufzunehmen. Interessierte können sich aber auch gerne selber bei uns melden. Das gilt auch für Veranstalter und Privatpersonen, die für ihre Veranstaltungen oder Feierlichkeiten ein gutes Bier suchen. Wo genau man überall Schluntz kaufen kann, erfährt man über den Schluntz-Finder auf unserer Webseite.

Apropos gutes Bier: Was ist Schluntz für ein Bier? Wie schmeckt es? Am besten ist es natürlich, wenn man es selber probiert. Beschreiben würden wir es als ein leckeres, süffiges Bier nach Pilsener Brauart – goldgelb mit deutlichem Gerstenmalz-Aroma. Gebraut wird das Bier in der Schloßbrauerei Schwarzbach, der ältesten Brauerei des Thüringer Waldes. Es ist eine eigenständige, von Großkonzernen unabhängige Brauerei, mit über 600 Jahren Brautradition. Sie war übrigens sehr offen für unsere Idee und hat uns von Anfang an mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Na, dann sage ich mal: Schluntz! Und danke euch für das Gespräch! /// Interview: Alexander Platz

schluntz.de

Fünf Fragen an:

den Heiligen Trinker

Herr Heiliger Trinker, Sie sind einer der bekanntesten und erfolgreichsten Trinker der Gegenwart. Wie sind Sie zum Trinken gekommen? Naja, ich hab mich bereits sehr früh für das Trinken interessiert. Um ehrlich zu sein, ich kann mich nicht daran erinnern, dass es in meinem Leben jemals eine Zeit gegeben hätte, in der ich nicht getrunken habe. Professioneller Trinker bin ich allerdings erst seit meinem 18. Lebensjahr. Sie wissen ja, wie das ist. Man hat das Abitur in der Tasche und fragt sich, wie soll es nun weitergehen? Wo will ich hin, was mit meinem Leben anfangen? Wie könnte mein Beitrag zu dieser Gesellschaft aussehen? Da kam für mich eigentlich nur das Trinken in Frage.

Es kursieren Gerüchte, dass Sie vom vorletzten Papst, dem auch eine gewisse Nähe zu den geistigen Getränken nachgesagt wurde, in Anerkennung Ihrer Lebensleistung heiliggesprochen wurden und so zu Ihrem Namen gekommen sind. Ist das richtig? Nein, das sind wirklich nur Gerüchte. Ich bin keinem Papst je begegnet und mit dem Heiligen Geist habe ich auch sonst nicht viel am Hut. Manchmal erscheint mir zwar tatsächlich der sprichwörtliche Geist aus der Flasche, aber das würde ich eher unter dem Posten Berufskrankheit verbuchen. Der Name »Heiliger Trinker« war einfach irgendwann da und hat mit meinem kreisrunden Haarausfall zu tun, der bei mir bereits sehr früh einsetzte. Wenn Sie so wollen, ist er also eine Art Wettkampfname, wie Rocky Balboa, Rick Goldmann, Andreas Bausewein oder Thomas de Maizière.

Sie bezeichnen sich selbst als professionellen Trinker. Was muss man sich darunter vorstellen? Ich trinke, wie andere Leute Sport treiben oder ihren Beruf ausüben. Und im Grunde ist das ja auch dasselbe. Mit dem Unterschied, dass man als Trinker eher früher als später nicht mehr zu gebrauchen ist. Insofern hat das Trinken etwas sehr Subversives und Befreiendes. Das hat mir daran immer gefallen.

Kann man das tatsächlich vergleichen? Hat das Trinken nicht eher etwas sehr Destruktives in Bezug auf das eigene Selbst? Richtig ist, dass das Trinken und der damit verbundene Lebenswandel nicht spurlos an Körper und Geist vorbeigehen. Aber so außergewöhnlich ist das ja nun wirklich nicht. Wenn Sie beispielsweise 45 Jahre auf dem Bau gearbeitet, am Fließband Autos zusammengeschraubt, im Schuldienst unterrichtet, Lokalmeldungen verfasst und am Ballermann ihren Urlaub verbracht haben, sind Sie unter Garantie auch fix und fertig. Trinken war und ist, für mich jedenfalls, da immer noch die bessere Alternative.

Gibt es etwas, was Sie angehenden Trinkern mit auf den Weg geben wollen? Das ist schwierig. Im Grunde muss jeder seinen eigenen Weg finden. Und richtig empfehlen kann man das professionelle Trinken ja nun auch nicht. Aber vielleicht so viel: Trinkt nie aus Verzweiflung, sondern immer aus Überzeugung! Und haltet euch möglichst von billigem Fusel fern. /// **Interview: Capi Rabot**

Foto: Wikipedia

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE

Prost Mahlzeit

Und täglich grüßt das Murmeltier. Ja, der Drittliga-Dino Rot-Weiß Erfurt hat mal wieder die Klasse gehalten. Wie immer auf den letzten Drücker. Auch die Lizenz für die nächste Drittliga-Saison ist nach einem regelrechten Kraftakt, so wie ihn der RWE-Präsident Rolf Rombach nach eigener Aussage noch nie in seiner bisherigen Amtszeit erlebt hat, unter Dach und Fach. Der neue Saisonetat ist natürlich wie immer nicht groß, um nicht zu sagen geradezu winzig. Auch finanziell befindet sich der RWE regelmäßig in der Abstiegszone. Das Bangen geht in Erfurt geht also weiter. Und auch in der kommenden Saison könnte sich die Mannschaftsbesprechung in etwa so anhören:

Mannschaftskapitän Christoph Menz: »Also, Jungs, wir sind hier ...«
Alle: »Lauter!«
Christoph Menz: »Wir sind hier zusammengekommen, weil ... so kann es nicht weitergehen ...«
Samir Benamar (fröhlich): »Läuft, Jungs, wo sind die Drinks?«
Philipp Klewin (kleinlaut): »Also, die vielen Tore, dauernd scheppert es bei mir in der Kiste. Wir müssen uns was einfallen lassen.«
Jens Möckel: »Dann halt mal was.«
Luka Odak: »Der war gut, Jens.«
Sebastian Tyrala: »Ich könnt ja ins Tor gehen.«
André Laurito: »Die da vorn müssen mehr machen, das ist alles zu wenig. Wer die Tore schießt, ist doch egal.«
Carsten Kammlott: »Für mich nicht. Ich will immer treffen.«
Christopher Bieber: »Dann mach's doch auch. Ist ganz leicht. Musst nur richtig stehen.«
Christoph Menz: »So kommen wir doch nicht weiter!«
Sebastian Tyrala: »Ich hab Hunger.«
Samir Benamar: »Das bisschen, was du isst, kann ich auch trinken.«
Daniel Brückner: »Lasst uns mal zur Sache kommen ...«
Samir Benamar: »Was war noch mal das Thema?
Christoph Menz: »Mensch, Samir, wie im Spiel. Pass doch mal auf!«
Daniel Brückner: »Die vielen Tore, die offenen Räume, das Zweikampfverhalten, der Sekundenschlaf von einigen ...«
Alle (laut durcheinander schreiend): »Wen meinst du, sag schon?«
Carsten Kammlott: »Ich lauf am meisten.«
Sebastian Tyrala: »Ich bin überall.«
Christoph Menz (schreit): »Ihr nervt nur noch. Können wir nicht einmal was gemeinsam ...«
Luka Marino Odak: »Nietzsche sagt, Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!«
Alle, stumm und verwirrt.
Ronny Hebestreit: »Wer will mich töten?«
Samir Benamar: »Wo spielt dieser Nietzsche? Bei Nordhausen?«
Daniel Brückner: »Bei Nordhausen spielt unser Semmer, Tino.«
Carsten Kammlott (lacht): »Der hat dir damals im Training die Bälle doch um die Ohren gehauen, Philipp.«
Philipp Klewin: »Pfft, also ich bin's leid, in der Schießbude zu stehen, nur weil ihr nicht richtig hingeht.«
Erik Domaschke: »Ich darf ja nicht zurück.«
Christoph Menz: »Doch, so machen wir es. Erik, du gehst ins Tor. Carsten bleibt allein vorn, Sebastian und Daniel, ihr greift schon an deren Strafraum an, André, du bleibst direkt vor ...«
Erik Domaschke: »Aber der Trainer stellt mich doch nie auf!«
Max Pommer: »Mich auch nicht!«
Aloy Ihenacho: »Mich auch nicht!«
Christoph Menz: »Stimmt, äh, Carsten, kannst du da nicht mal ...«
Samir Benamar: »Und wer war jetzt dieser Nietzsche?«

Da fällt einem auch nix mehr ein. Immerhin, die Telekom wird zukünftig alle Spiele der 3. Liga live und in voller Länge in HD übertragen und kommentieren. Wow, die Telekom! Vielleicht klappt es ja dann mal mit der Kommunikation auf dem Platz?

Ich jedenfalls mix mir jetzt erstmal einen Drink, der mich woanders hinbringt. Vielleicht nach Berlin? Immerhin spielen wir die kommende Saison DFB-Pokal. Prost! /// **Stefan Werner**

Foto: Alexandr Pakhnyushchyy

Die Zukunft hat (hoffentlich) begonnen

Seit gut einem halben Jahr gibt es nun das Projekt »Steigerwald Fan Kids«, das Kinder an eine offene und faire Fußballfankultur heranführen und sie gleichzeitig als Nachwuchsfans für den FC Rot-Weiß Erfurt gewinnen will. Nachdem die Bilanz für den Club selbst zum Saisonende zwar versöhnlich, insgesamt aber eher mäßig ausfällt, ist das Fan-Kids-Projekt eines der wenigen echten Lichtblicke der abgelaufenen Spielzeit

Und am Ende flogen die Wunschballons gen Himmel. Mehr als 100 Erfurter Kinder schauten zu. Am unteren Ende hatten sie zuvor ihre Wünsche auf Papier befestigt. Das Beste: Ein Wunsch ging ganz schnell in Erfüllung. Das kurz danach beginnende Landespokalfinale ihres Vereins – dem FC Rot-Weiß Erfurt – gegen Wacker Nordhausen endete 1:0. Nach acht Jahren Pause hatte die Mannschaft wieder den Fußball-Landespokal gewonnen.

So war das damals am 25. Mai 2017, und so hören in der Regel Märchen auf. Und ein bisschen ist die Geschichte der Steigerwald Fan Kids auch ein Märchen. Nicht nur das beschriebene Happy End gehört dazu, auch Niederlagen, Rückschläge. Es gibt die Guten und die weniger Guten in dieser Geschichte. Und bei Märchen erfahren wir nie, wie es nach dem Happy End weitergeht. Das ist in der Realität anders: Laut den Projektverantwortlichen werden auch in der nächsten Saison die Kids bei den Heimspielen des RWE dabei sein – möglicherweise dann aber nicht mehr im Block N auf der Osttribüne.

Zurück zum Anfang der Geschichte: Ursprünglich war es nur eine Idee, die schließlich gemeinsam vom Fanrat, dem Fanprojekt und dem Verein Spirit of Football umgesetzt wurde. Kinder im Alter zwischen sechs und 13 Jahren werden unter Betreuung behutsam an das Phänomen Fußball mit all seinen Facetten herangeführt. Dazu gehören im Kern das gemeinsame Fußballschauen unter Aufsicht, die Vorbereitung (Workshops vor den Spielen, das Basteln von Fanplakaten, das Einstudieren von Choreografien) und die Nachbesprechung: Was ist im Spiel aufgefallen? Die Eltern der Kids konnten währenddessen woanders das Spiel schauen – oder etwas ganz anderes machen.

Ihre Premiere hatten die Steigerwald Fan Kids im Dezember beim Heimspiel gegen Hansa Rostock – es war gleich die erste bittere Erfahrung. Das Spiel endete mit einer Niederlage. Rund 30 Kids waren damals gekommen. Das Faszinierende: Sie kamen wieder. Das neue Projekt sprach sich herum. Bald besuchten über 100 Kinder die Heimspiele. Inzwischen kamen Freunde mit, die sonst wenig über Fußball wussten. Viele Kinder wurden zu Dauergästen. Freundschaften entstanden, auch vereinsübergreifend. Zwei Kinder hatten zum Beispiel an einem Spieltag Geburtstag, die Eltern brachten Kuchen für alle in der Halbzeit mit.

Sehr schnell wurden die Fan Kids auch Teil eines Seminars der erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Erfurt. Deren Leiterin, Dr. Silvia Andrée, betonte, dass die Verhaltensbeobachtung von Fans ein diagnostisches Phänomen sei. 20 Studierende sind mit dabei. Die Hälfte von ihnen betreute die Kids während des Spiels, die andere Hälfte beobachte mittels Beobachtungsbögen. Wie reagieren Kinder, wenn ein Tor des Gegners fällt? Derzeit werden die Daten ausgewertet. Ihr ganz persönliches, nicht wissenschaftliches Fazit, falle positiv aus, so Andrée. Die Kinder seien mit dem Herzen dabei, Sieg oder Niederlage seien nicht das Wichtigste. Offenkundig sind es Rituale wie das Einlaufen im Stadionrund, die für die Kinder eher prägend sind. Selbst nach Niederlagen klatschen die Kinder, wenn die Mannschaft des RWE zu ihnen kommt.

Wenn die Kinder die Helden in dieser Geschichte sind, dann ist Jens Trölitzsch vom Fanprojekt die gute Fee. Der Mann brennt förmlich für das Projekt. Er selbst sei mitunter verhaltensauffälliger als die Kinder, sagt er im Gespräch. Trölitzsch ist jemand, der permanent neue Ideen für die Kids hat. So organisierte er in den Osterferien gemeinsam mit Trainer und Manager des RWE zwei Trainingseinheiten der Mannschaft mit den Kids im Gebreite. 70 und 74 Kinder waren mit dabei. Der Effekt: Die Bindung der Kinder an »ihre« Mannschaft wurde noch enger. Inzwischen schreiben die Kinder Briefe an die Fußballer, machen Fotos mit ihnen und holen sich Autogramme. Höhepunkt für Jens Trölitzsch war sicherlich der eingangs beschriebene 25. Mai. Vor dem Pokalfinale fand ein Marsch der Kinder von der Erfurter Innenstadt zum Steigerwaldstadion statt, begleitet von Fangesängen und der für die Sicherheit zuständigen Polizei.

Auf all die oben beschriebenen schönen Dinge des Projekts »Steigerwald Fan Kids« fällt dennoch auch ein Schatten. Manche der Probleme sind mitunter strukturell bedingt. Der schnelle Erfolg führte zum Beispiel dazu, dass der logistische Aufwand immer größer wurde. Die Betreuung von mehr als 100 Kids stellt für die Aufsichtspersonen eine enorme Herausforderung dar. Hinzu kommt, dass der RWE viele Gesichter hat. Um in der Märchensprache zu bleiben, er ist skeptischer Vater und treusorgende Mutter zugleich. Ohne seine Unterstützung würde das gesamte Projekt keinen Sinn

ergeben. Die Verantwortlichen des RWE stellen die subventionierten Sitzplätze für die Kids zur Verfügung, die Mannschaft schaut bei den Kids vorbei. Und dennoch gab es seitens einzelner Personen (die weniger Guten im Märchen, die hier namentlich nicht genannt werden) immer wieder Bedenken. Schon im Vorfeld wurde von einigen angezweifelt, dass das Projekt ein Erfolg werden könnte. Interne Ultimaten wurden gestellt, die bei Nichterfolg sehr schnell zum Ende des Projekts geführt hätten. Beim Marsch der Kids durch die Innenstadt wurde die Umsetzung wegen Sicherheitsbedenken angezweifelt. Ad-hoc-Entscheidungen seitens des Vereins waren mitunter auch ein roter Faden des Projekts – im Guten wie im Schlechten. Solche Auseinandersetzungen sind menschlich, es gibt sie sicherlich auch anderswo, aber sie Kosten Kraft. Wenn immer wieder auf die Enthusiasmusbremse getreten wird, besteht die Gefahr, dass der Enthusiasmus und noch schlimmer – Personal verloren geht.

Vielleicht ist es daher auch ein wenig bezeichnend, dass RWE-Präsident Rolf Rombach (er gehört im Zweifel zu den Guten!) in seiner persönlichen Saison-Bilanz die Steigerwald Fan Kids mit keiner Silbe erwähnt. Natürlich ist der Klassenerhalt und die weitere Lizenz für die dritte Liga für den RWE existenziell, selbstverständlich sind der Gewinn des Landespokals und die damit verbundenen Mehreinnahmen konkret greifbar, dennoch darf ein Projekt wie die Fan Kids nicht aus den Augen verloren werden. So schön der gegenwärtige Erfolg (in letzter Sekunde) auch sein mag, die Steigerwald Fan Kids sind die Fans von morgen! In seiner Bilanz erwähnte Rolf Rombach, dass die Außendarstellung des Vereins verbessert werden müsse. Richtig, bei den Fan Kids könnte er schon einmal anfangen. Der Erfolg des Projekts ist eben – trotz der bemerkten Defizite – auch ein Erfolg des Vereins. Das darf auch etwas lauter und öffentlicher erwähnt werden. /// **Reinhard Hucke**

Foto: Jens Trölitzsch

facebook.com/
SteigerwaldFanKids

Literatur kennt keine Altersgrenze

Es muss nicht immer die publikumsreiche Lesung oder der Poetry Slam auf der großen, ausgeleuchteten Bühnen sein. Dass Literatur in Zeiten immer gefühlt immer größer werdender Events auch im Kleinen oder in gemütlicher Kaffeerunde funktioniert, beweist der Schutzbund der Senioren und Vorruheständler Thüringen e.V. schon seit mehr als 13 Jahren in verschiedenster Form

Da man Damen nicht nach Ihrem Alter fragt, kann man nur erahnen, wie viel komprimierte Lebens- und Leseerfahrung zusammenkommt, wenn sich die Rentnerinnen des Erfurter Literatursalons treffen. Jeden ersten Donnerstag im Monat treffen sich die Seniorinnen im Frauenzentrum in der Pergamentergasse, um über die großen Dichter vergangener Zeiten, die spannendsten Entdeckungen auf dem Buchmarkt oder auch mal den neuesten Klatsch und Tratsch aus dem Alltag zu plauschen.

Mit einer eigenen Bibliothek, vielen ausgerichteten Lesungen und dem Autorenwettbewerb »Federlesen« sind die literaturbegeisterten Damen bestens gerüstet. Und das immerhin schon seit mehr als 13 Jahren.

Gerlinde Machate, dem Flüstern einer Sitznachbarin zu entnehmen die Älteste in der Runde, ist fast von Anfang an mit dabei. Mit ihren Kolleginnen ist sie sich einig, dass eine angenehme und gemütliche Atmosphäre einfach zu den Zusammenkünften dazugehört: »Es hat noch kein Treffen gegeben, an dem ich keine Blumen mitgebracht habe«, sagt sie heiter in die Runde und rückt die vor ihr stehende Vase zurecht. Der ganze Tisch ist behaglich eingedeckt und Gebäck und Kaffee laden dazu ein, sich in der fürsorglichen Gemeinschaft wohlzufühlen.

Vor ungefähr zehn Jahren kam Gerlinde zum Schutzbund der Senioren und Vorruheständler am Juri-Gagarin-Ring. In der Zeitung hatte sie einen Aufruf gelesen, der literaturbegeisterte Damen zum Austausch über klassische und moderne Bücher suchte. »Als Interessierte habe ich den Salon betreten, und als Leiterin der Gruppe wieder verlassen« schildert sie lachend. An der Volkshochschule hatte sie einst eine mehrmonatige Ausbildung zur Seniortrainerin absolviert, ist seitdem ehrenamtlich aktiv und mit Begeisterung im Literatursalon tätig. Eine dicke Mappe mit vielen gesammelten Zeitungsausschnitten und ihrem ersten Vortrag über den deutschen Dichter Christoph Martin Wieland hält sie immer bereit.

Foto: Kathleen Kröger

Bemerkenswert ist vor allem ihr Weg zur Literatur, der vor allem jungen Menschen zeigt, dass allein der rein materielle Zugang zu Literatur nicht immer selbstverständlich war: Als Vollwaise lebte sie nach dem Krieg in Berlin und Bücher waren in dieser Zeit nicht leicht zu bekommen. Erst als ihre Tante sie für die Ferienzeit nach Neustrelitz mitnahm, lernte sie Bücher kennen und schätzen. »Ein Band von Ernst Barlach war der erste, den ich in den Händen hatte. Er war der erste Autor, der in mein Leben getreten ist. Fast wie meine erste große Liebe«.

Auch an Goethe findet sie Gefallen. So wie alle ihre Mitstreiterinnen im Literatursalon auch. Einstimmig klingen alle in einen schieren Goethe-Lobgesang ein, wenn der Name nur erwähnt wird. Natürlich auch oft mit Augenzwinkern und einem frechen Spruch zu Goethe und seinen Frauen. »Wichtig ist, dass wir hier Spaß haben«, so Rita Hofmann, ebenfalls langjähriges Mitglied der Literaturladys. »Es ist immer schön, hier zusammenzukommen, es hier heimelig zu machen und über das zu sprechen, was uns interessiert oder gefallen hat«.

Manchmal werden auch kleine Vorträge zu Autoren ausgearbeitet und der Gruppe vorgestellt. Natürlich ist nicht immer jeder Geschmack gleichermaßen getroffen, doch das ist es ja, was die angeregten Diskussionsrunden ausmacht, die von einem ins andere führen.

Dabei ist die Liste der bisher vorgestellten Schriftsteller nach so langer Zeit des Salons natürlich lang. Vor allem die klassischen Autoren wie Goethe (»Ohhh, Goethe!«), Schiller, Wieland, Barlach, Möricke, Eichendorff und Hölderlin und noch viele Seiten an Namen mehr werden in der Runde besprochen. Nicht selten wird dann auch das Privatleben der berühmten Herren ins Rampenlicht gerückt, aber das darf in einem so geselligen Damenkreis natürlich schon mal vorkommen.

Seit März dieses Jahres hat der Salon mit Astrid Schleinitz eine neue Leiterin. Auch sie ist langjähriges Mitglied der Literaturgruppe und ausgebildete Seniortrainerin, Ehrenamtliche und Mentorin im Bereich Leselernhilfe für Kinder. Trotz des altersbedingten Wechsels bleibt natürlich die Struktur des Salons erhalten. »Jetzt kann ruhig mal neuer Schwung reinkommen. Ich bin lange meine Schiene gefahren, jetzt ist mal Zeit für neue Impulse«, so Gerlinde.

»In dieser Form über Literatur zu sprechen und uns auch Ideen zu holen, ist für uns so wichtig geworden, das können wir ja nicht einfach aufgeben«, sagt Astrid und schenkt Kaffee nach. Dabei ist es den Salondamen auch wichtig, dass hier keine intellektuellen Höchstleistungen vollbracht oder Lehraufträge erfüllt werden müssen – welche Themen ausgesucht, und wie weit sie vertieft werden, hängt immer von der Gruppe ab, die zusammenkommt.

Dazu sind natürlich auch nicht nur Frauen eingeladen, auch die Herren der Schöpfung dürfen sich dazugesellen. In der Vergangenheit kam das zwar schon öfter vor, endete allerdings nach ein paar wenigen Begegnungen: »Irgendwann wurde der eine, ich habe seinen Namen schon wieder vergessen, richtig zudringlich« sagt eine der Renterinnen. Eine andere pflichtet ihr sofort bei und schildert amouröse Botschaften, die ihr einer der Herren in einer Vortragspause zuflüsterte. Aber wer sich sittsam zu Benehmen weiß, darf natürlich auch länger dabei bleiben.

Manchmal geht es in der liebenswürdigen Gemeinschaft eben auch mal wilder zu, als man zunächst vermuten darf. Spätestens, wenn der klischeebehaftete, aber in geselliger Runde noch besser schmeckende Eierlikör serviert wird, hat man das Gefühl in der Runde vollständig angekommen zu sein. /// **Kathleen Kröger**

Kompetenz- und Beratungszentrum (KBZ)
Juri-Gagarin-Ring 64 (Eingang Breite Gasse)
99084 Erfurt

kbz@seniorenschutzbund.org

www.seniorenschutzbund.org

Schreibpatenschaften

Schreiben ist in aller Regel ein sehr einsames Geschäft. Nichtsdestotrotz und gerade deshalb kann gerade für junge Autorinnen und Autoren, die am Anfang ihres literarischen Schaffens stehen, der Austausch mit anderen Schreibenden für die eigene Entwicklung sehr von Vorteil sein. Idealerweise (und mit viel Glück) trifft man dafür vielleicht irgendwann und irgendwo auf einen erfahrenen Autor, eine erfahrene Autorin, die einem nicht nur Tipps und Tricks rund ums Schreiben mit auf den Weg gibt, sondern auch wertvolle Erfahrungen und Informationen über den (Thüringer) Literaturbetrieb und die Verlagssuche und -findung mit einem teilt. Damit dieses Glück nicht allein dem Zufall überlassen bleibt, bietet der Friedrich-Bödecker-Kreis Thüringen begabten Jungautorinnen und Jungautoren die Möglichkeit einer Patenschaft durch bekannte Thüringer Autorinnen und Autoren an. Bewerben können sich alle interessierten Schreibenden, die zwischen 15 und 24 Jahre alt sind, ganz gleich ob sie Romane, Lyrik, Prosa, Drehbücher, Essays, Anekdoten, Fragmente oder Kurzgeschichten schreiben. Die Bewerberinnen und Bewerber sollten allerdings offen für Kritik vom Profi sein, Lust haben auf die Teilnahme an Wettbewerben und Auftritten auf Lesebühnen und die Bereitschaft zur Veröffentlichung der eigenen Texte (beispielsweise in Anthologien) mitbringen.

Die eingegangen Arbeiten werden von einer fachkundigen Jury gesichtet. Fällt das Votum der Jury positiv aus, wird der Kontakt zwischen dem Jungautor/der Jungautorin und dem Paten/der Patin hergestellt. Bewerbungen sind über das gesamte Jahr 2017 möglich und unter Beifügung einer kurzen Vita, eines Textes oder einer Leseprobe (maximal drei Seiten) an den Friedrich-Bödecker-Kreis zu richten. /// **hEFt**

fbk@fbk-th.de

fbk-thueringen.de

.txt

Drittens: Werden

Was war es, was wir wissen wollten und was war es, worauf wir warteten? Nicht ganz ohne Polemik stellen diese beiden, an Kant und in Weiterführung Blumenberg angelehnten Fragen am 28. August den Anfangspunkt des dritten Teils des txt-Festivals 2017, einer möglichen Auseinandersetzung mit den Texten der US-amerikanischen Autorin, Filmemacherin und Theoretikerin Chris Kraus dar. Auf- und eingeworfen werden damit nicht nur Fragen nach der (ver-)späte(-te-)n Rezeption und Ressonanz – im anglophonen wie auch germanophonen Literatur- und Theorieraum – sondern auch eine kritische Position sowohl zum entstehenden Hype und als auch der darin attestierten und sich manifestierenden (Über-(?))Bewertung oder Überhöhung der Texte Chris Kraus'.

Außer Frage jedoch steht, dass die Texte von Chris Kraus einen entscheidenden Beitrag zur Emergenz und, in zweiter Instanz, Beantwortung von relevanten und überfälligen Fragen leisteten und leisten. Fragen nach alternativen Narrativen und Narrativierungen von Kunstgeschichtsschreibungen und Kunstkritik, nach feministischer Stimmgebung und Gegenentwürfen zur normativen Perspektivierung der Produktion, Vermarktung und Rezeption von Literatur.

Das txt-Festival befasst sich 2017 thematisch mit der Wucherung. Wucherung ist für die Veranstalter, die beiden Erfurter Vereine Lit|Art Thüringen e.V. und Kulturrausch e.V., urwüchsige Gestaltwerdung, operable Ontologie, Prozess und emergierende Bedeutung anstatt fester Determinationen oder stehender Festschreibungen. Chris Kraus ist für sie Formsuche, Erschreiben statt (Be-)Schreiben und Infragestellung von normativen Kommunikationsmodellen, die voraussetzen statt zu erzeugen. Über diese Verschränkung schreibt sich Chris Kraus für die Veranstalter damit fast zwangsläufig in ihr Jahresprogramm ein. Die Veranstaltung besteht aus Workshop (am Nachmittag) und Lesung mit Diskussion (am Abend). Die Teilnahme an beiden Teilen wird empfohlen. Lesung und Workshop können aber auch einzeln besucht werden. /// **hEFt**

txt-festival.org

Ein Gedicht zum Kaffee?

Die Literaturzeitschrift SCHRiTTE hängt bundesweit in über 1.000 Cafés in 42 Städten. Und nun auch in Erfurt

Man kennt das: Da sitzt einer im Café, hängt träge seinen Gedanken nach oder wartet auf die Verabredung. Oder den Kaffee. Handy vergessen. Es zieht sich. Ein Gedicht könnte helfen.

Die Zeitschrift SCHRiTTE ist genau für solche Situationen geschaffen: Sie ist mit ihrem DIN-A3-Format gerade groß genug, um nicht hinter den Tageszeitungen zu verschwinden, sie hängt in einem eigenen Zeitungshalter, der sehr gut in der Hand liegt, und präsentiert Texte in kleinen Dosen – Gedichte, Kurzprosa, Miniaturen. Literatur für eine Tasse Kaffee.

schritte.eu

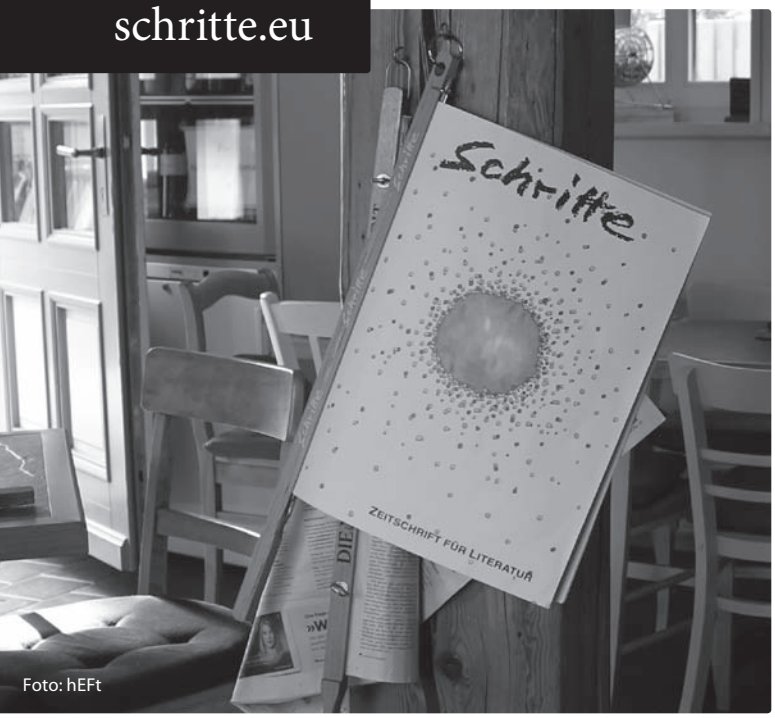


Foto: hEFt

Der Mensch hinter der SCHRiTTE heißt Axel Dielmann. Er betreibt einen kleinen Verlag in Frankfurt am Main und hat die Zeitschrift schon einmal zwischen 1982 bis 1996 herausgegeben. Nun – über 20 Jahre später – wagte er einen Relaunch seines Liebhaberprojektes. SCHRiTTE »verschreibt sich Literatur, die durch das Raster des Literaturbetriebes rauscht und aus Kanälen kommt, in welche die Feuilletons keine Zeit mehr haben hineinzuhorchen«, schreibt Axel Dielmann in der aktuellen Ausgabe. SCHRiTTE ist werbefrei und hängt kostenlos aus. Ein Projekt wie aus der Zeit gefallen. Die Finanzierung läuft über Crowdfunding, Sponsoring und öffentliche Kulturförderung. Und natürlich über das Engagement der Beteiligten. Denn allein die Logistik hat es in sich. Seit März hängt die Zeitschrift in über 1.000 Cafés in 42 deutschen Städten. Ohne lokale »Botschafter« würde das System allerdings wohl nicht funktionieren. Sie wählen die Cafés mit aus und kümmern sich um die Verteilung der Hefte in ihrer Stadt. Fünf Ausgabe im Jahr sind geplant.

Seit Mai ist das hEFt nun offizieller SCHRiTTE-Botschafter in Erfurt. Derzeit hängt die erste Ausgabe in 20 Cafés – vor allem in der Altstadt. Für die Café-Betreiber ist das Aushängen der SCHRiTTE kostenlos und mit keinen weiteren Verpflichtungen verbunden. Außer vielleicht, dass sie ein schönes Plätzchen für die Zeitschrift finden und sie hin und wieder im Auge behalten, denn jedes Café erhält nur ein Exemplar der aktuellen Ausgabe.

Sollten Sie also ein Café in Erfurt betreiben und ihrer Kundschaft etwas Gutes tun wollen, dann melden Sie sich unter redaktion@heft-online.de. Wir nehmen Sie gerne in den Verteiler auf!

Wer die Zeitschrift käuflich erwerben möchte, spart Portokosten, wenn er dies in der Buchhandlung Tintenherz auf der Krämerbrücke tut. Sie fungiert als Depot-Buchhandlung und hat stets die aktuelle SCHRiTTE auf Lager. /// **hEFt**

Termine

6. Juli, 20 Uhr, Speicher in Erfurt: »Jetzt sind wir jung« Lesung und Gespräch mit Julian Mars, Gastgeber: Campusgrün HSG Erfurt und QueErfurt

12. Juli, 19 Uhr, Eisenacher Stadtschloss: »Der leise Atem der Zukunft« – Lesung mit Ulrich Grober

21. Juli, 19:30 Uhr, Baumkronenpfad im Hainich: »Märchen & Musik« mit Andreas vom Rothenbarth und Tine Hildebrandt

18. August, 19 Uhr, Schlosspark in Schleiz: Nancy Hünger und Christine Hansmann: »Der Garten im Gedicht«, Gedichte von Johann Wolfgang von Goethe mit musikalischer Begleitung

26. August, 16 Uhr, Alte Mälzerei in Eisenach: Sommerfest der Poesie: Literatur, Film und Musik bis in die Nacht hinein

26. August, 20Uhr, Zughafen Erfurt: »Was macht eigentlich Bullo?« – 20 Jahre Kulturrausch, Lesung, Theater, Film, Party

4. September, 20 Uhr, Café Wagner in Jena: Sebastian ist krank #15 – Lesebühne Jena

10. September, 14 Uhr, Tag des offenen Denkmals zum 200. Geburtstag Theodor Storms, im Literaturmuseum »Theodor Storm« in Heiligenstadt

13. September, 19:30 Uhr, Predigerkeller Erfurt, Poetry Slam

14. September, 19 Uhr, Stadtbibliothek Rudolstadt, »Beste Absichten«: Lesung Roman von Thomas Brussig im Ostberlin von 1989

15. September, 19:30 Uhr, Schillers Gartenhaus in Jena, Die Gunst des Augenblicks mit Thomas Kunst, »Lyrik der Gegenwart – Thüringer Lesungen und Werkstattgespräche«

22. September, 19:30 Uhr, Baumkronenpfad im Hainich, Krimilesung »Außenseiter« mit Birgit Storm

Ausschreibung: creole

Seit 2007 gibt es die »creole«, eine Veranstaltung für regionale Musikergruppen mit besonderem Charme. Das creole-Festival bietet ein bundesweites Forum für Bands aus ganz Deutschland. Für die Vorauswahl aus Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen werden Bands gesucht, die sich in ihrer Musik insbesondere der Grenzüberschreitung, transkultureller Verknüpfung und interkultureller Begegnung widmen.

Die Musiker müssen in einer festen Besetzung spielen, über Konzerterfahrung verfügen und ihren Wohnsitz in einem der drei Bundesländer haben. Ihre Musik sollte sich mit den regionalen oder mit ethnischen Musikkulturen hörbar auseinandersetzen. Von der Teilnahme ausgeschlossen sind Solisten, Big Bands, Chöre oder Musiker, die sich der klassischen E-Musik zuordnen und weder regionale noch ethnische Instrumente, Techniken, Rhythmen und Klangbilder nutzen. Die Bewerbung für den Wettbewerb muss eine DVD/CD mit mindestens drei aktuellen Titeln und einem Live-Mitschnitt sowie aktuelle Bilder der Musiker und einige Informationen zu den Personen enthalten. Eine Jury wird aus allen Bewerbern zwei Gruppen auswählen.

Die beiden Gruppen gehen dann als Direktnominierte zum creole-Bundeswettbewerb. Alle Teilnehmer werden dort einen 45-minütigen Auftritt haben, bei dem sie ihre Musik live vorstellen. Es wird eine Aufwandsentschädigung, kostenloses Essen, sowie Übernachtungskosten- und Fahrkostenübernahme geben. Der bundesweite Wettbewerb findet im Pavillon Hannover am 9. und 10. November 2017 statt.

Es werden insgesamt fünf Preise verliehen, zwei Geldpreise, eine Club-Tour und für zwei Bands jeweils ein Auftritt auf drei bekannten Festivals (Masala Festival Hannover, Rudolstadt Festival und Bardentreffen Nürnberg). Die Bewerbungsfrist für Mitteldeutschland läuft bis zum 1. September 2017. Die Direktnominierten werden bis zum 15. September 2017 bekannt gegeben. /// **Annabell Küster**

Alle Infos zur Ausschreibung:

creole-weltmusik.de

Neuer Raum für Jenaer Soziokultur

Auf dem ehemaligen Schlachthof-Gelände im Jenaer Norden soll in den nächsten Jahren ein soziokulturelles Zentrum mit Veranstaltungsräumen, Probebühne, BMX- und Skatehalle entstehen. Drei Vereine wollen das Areal ausbauen und entwickeln. Gerade wurde der Erbbaurechtsvertrag mit der Stadt unterzeichnet

In Jena ist es eng. Nicht nur der Wohnraum ist knapp, auch fehlt es an Räumen für die freie Kultur. Und das in der Stadt, die nicht nur den niedrigsten Altersdurchschnitt der Einwohner in ganz Thüringen aufweist, sondern auch über eine überaus vitale soziokulturelle Szene verfügt. Es gibt den Beirat Soziokultur, der sich für die Belange der freien Kulturschaffenden einsetzt, eine Kulturberatungsstelle und Förderinstrumente, die eine institutionelle Unterstützung auch kleinerer Kulturvereine der Stadt möglich machen. Nun soll ein Vorhaben realisiert werden, das der freien Kulturszene ein neues Domizil verschafft: der Ausbau des alten Schlachthofs.

Auf dem Gelände in der Löbstedter Straße unweit des Saalbahnhofs wurden bis vor wenigen Jahren noch Schweine und Rinder in großem Stil geschlachtet. 2013 kam es zur Schließung und zur Einleitung eines Insolvenzverfahrens. Ein Investor erhielt im Zuge des Verfahrens den Zuschlag für das 18.000 Quadratmeter große Gelände. Im Herbst 2016 erwog die Stadt Jena, davon ein 4.000 Quadratmeter großes Areal zu kaufen, um es soziokulturellen Akteuren der Stadt zur Nutzung anzubieten.

Mit den Vereinen *Freie Bühne Jena*, *Crossroads Jena* und *FreiRaum-Jena* bekundeten drei Akteure Interesse, das Areal gemeinsamen zu entwickeln und soziokulturell zu nutzen. Alle drei arbeiten mit unterschiedlichen Schwerpunkten an der Schnittstelle zwischen Kultur-, Jugend- und Bildungsarbeit: als Trägerverein für freie Theatergruppen, als Verein für Rollsport und urbane Jugendkultur, als Netzwerk zur Förderung ökologischer und sozialer Nachhaltigkeit. Alle drei haben schon lange nach Räumen für ihre Veranstaltungen, Projekte und Workshops gesucht. Gemeinsam wollen sie nun den ehemaligen Schlachthof zu einem Stadteil- und Kulturzentrum ausbauen, in dem Platz für unterschiedliche Themen, Angebote und Formate ist. So sollen eine feste Probe- und Theaterbühne, Räume für Workshops, Büro-und Projekträume, ein Gemeinschaftsgarten oder die erste Rollsporthalle Mittelthüringens entstehen.

Gebäude derzeit nicht bezugsfähig

Viele gute Ideen für den neuen Ort, der derzeit allerdings vor allem eines verspricht: viel Arbeit. Und hohe Investitionskosten. Das zweigeschossige Gebäude mit einer Nutzfläche von knapp 750 Quadratmeter ist zwar in solidem Zustand, aber unsaniert und derzeit nicht bezugsfähig. Es fehlen Fenster, Türen, Strom- und Wasseranschluss. In dem »Rohbau« gibt es mehrere kleine bis mittelgroße Räume und zwei größere Hallen. Die zugehörige Außenfläche hat mit über 3.000 Quadratmeter eine ordentliche Größe, ist aber komplett mit Betonplatten versiegelt.

Die Fragen stehen angesichts des Gebäudezustandes im Raum: Übersteigt ein solches Projekt nicht die Möglichkeiten von drei noch dazu rein ehrenamtlich arbeitenden Vereinen? Ist das attraktive Angebot der Stadt am Ende unverantwortlich gegenüber den Akteuren? »Uns ist bewusst, dass wir mit dem Vorhaben ein großes Risiko eingehen«, erzählt Tillmann Lützner, Vorstandsmitglied der Freien Bühne Jena. »Anderseits können wir hier gemeinsam etwas aufbauen und unseren lang gehegten Wunsch nach einer festen Bühne realisieren.«

Nutzungskonzept sieht zwei Sanierungsphasen vor

Nachdem sich die Stadt Jena im Herbst 2016 mit den drei Vereinen verständigt hatte, den Weg gemeinsam zu gehen, bereitete sie den Ankauf des Areals durch den städtischen Eigenbetrieb Kommunale Immobilien Jena (KIJ) vor. Die Vereine erarbeiteten ein ausführliches Nutzungskonzept. Dafür zogen sie auch den externen Sachverstand eines Architekturbüros hinzu, das erste Vermessungen vornahm, Pläne erstellte und Kosten kalkulierte.

Das Nutzungskonzept sieht zwei Sanierungsphasen vor. In der ersten Phase (2017–2020) sollen grundlegende Instandsetzungsmaßnahmen durchgeführt werden, die eine Zwischennutzung des Hauses ermöglichen. Die Hallen werden für Rollsport, Theaterproben und Veranstaltungen genutzt, es entstehen Büro- und Lagerräume und eine offene Küche. Auf der Außenfläche sollen Hochbeete angelegt werden. Für die zweite Phase

Foto: Blickwinkel Jena

(2020–2021) sind dann umfassende Sanierung- und Umbauarbeiten für eine dauerhafte Nutzung und Vermietung geplant. Alle Räume sollen dann beheizbar sein und über Strom und Wasser verfügen. Die große Halle soll als Spielstätte für bis zu 150 Zuschauer genutzt werden. Die geschätzten Kosten für beide Bauphasen liegen bei etwa 800.000 Euro. Nicht in den Kosten enthalten sind der Bau der BMX- und Skatehalle und der Ausbau einer Dachterasse.

Stadt beteiligt sich finanziell

Auf Grundlage des Nutzungskonzeptes, für das der *FreiRaum-Jena e.V.* von den beteiligten Vereinen als Träger des Vorhabens gewählt wurde, beschloss der Stadtrat Jena im April 2017 den Ankauf des Schlachthof-Areals durch KIJ. Am 7. Juni stimmte der Stadtrat dem Erbbaurechtsvertrag zwischen KIJ und dem Trägerverein zu. Am 12. Juni schließlich wurde der Vertrag von beiden Partnern unterzeichnet.

Im Zuge der Stadtratsbeschlüsse wurde auch die Finanzierungsmöglichkeiten für das Projekt noch einmal geprüft. »Eine finanzielle Beteiligung und fachliche Begleitung des Projektes durch die Stadt wurde uns zugesichert«, so Tillmann Lützner. »Es ist eine städtische Förderung von JenaKultur für die nächsten zwei Jahre vorgesehen, um die Kosten für Grunderwerbssteuer, Erbpachtzins und erste Investitionen schultern zu können.« Darüber hinaus gebe es schon Gespräche mit anderen Fördermittelgebern. Im Sommer soll eine Crowdfunding-Aktion gestartet werden, um ein Grundstock an Eigenmitteln einzuwerben.

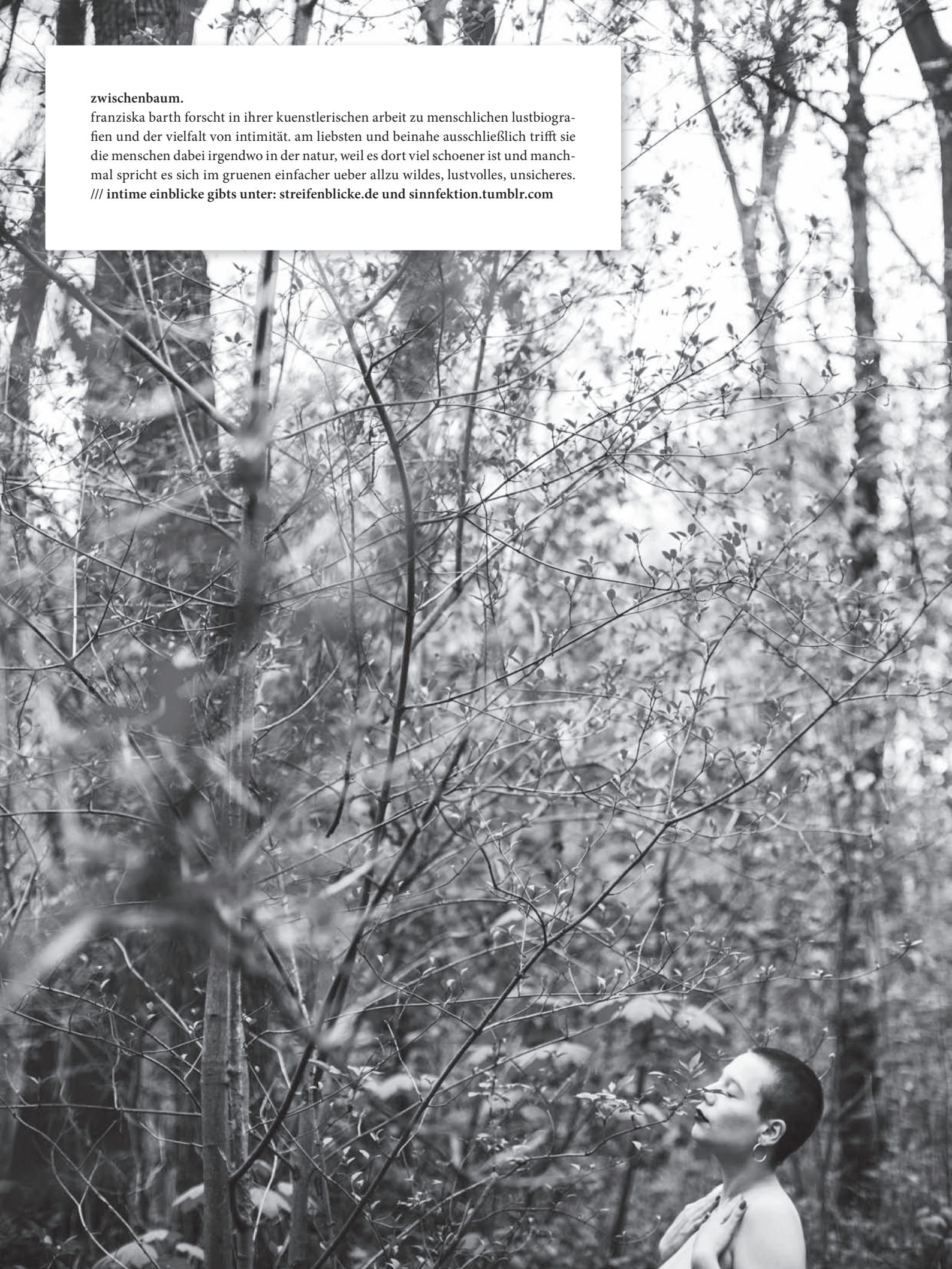
Und wann geht es richtig los? »Das Gelände wird derzeit beräumt, kleinere Gebäude werden demnächst auch noch abgerissen. Wir rechnen damit, im September mit einer gemeinsamen Kick-off-Veranstaltung loslegen zu können. In den nächsten Monaten werden wir dann viele Hände brauchen«, ist sich Tillmann Lützner sicher. Wer sich einbringen möchte, ist jederzeit willkommen. /// **Thomas Putz**

Foto: André Helbig

kontakt@freiraumjenaev.de

alter-schlachthof-jena.de

facebook.com/alterschlachthofjena



zwischenbaum.
franziska barth forscht in ihrer kuenstlerischen arbeit zu menschlichen lustbiografien und der vielfalt von intimität. am liebsten und beinahe ausschließlich trifft sie die menschen dabei irgendwo in der natur, weil es dort viel schoener ist und manchmal spricht es sich im gruenen einfacher ueber allzu wildes, lustvolles, unsicheres.
/// intime einblicke gibts unter: streifenblicke.de und sinnfektion.tumblr.com

Café Sonnenschein

Ein Sitzfleisch labt sich still an einem Barstuhl.
Ins schale Bier taucht stumpf ein schwarzer Zahn.
Ein Lebensmüder wünscht sich einen Fahrstuhl.
Ein käsefarbnes Weib lacht nymphoman.

Die Fliegen taumeln auf dem grünen Braten.
Ein Männlein bellt und ordert Apfelwein.
Durch Schwaden kreischen bunte Automaten.
Der Stammtisch kämpft mit einem fetten Schwein.

Der Deckenmond grinst in den sauren Pfühlen,
Und Eintrachtwimpel zacken an der Wand.
Zwei Alte purzeln lärmend von den Stühlen.
Ein hagrer Mann sorgt sich ums Abendland.

Carsten Stephan

Zombies

Von Uschi Schmidt

Es ist etwas in der Luft. Vielleicht liegt es am Feinstaub, vielleicht an Chemtrails, aber mit jedem vergehenden Jahr spüre ich, wie das Leben zwar immer aufregender, gleichzeitig aber auch immer bedeutungsloser zu werden scheint. Dieser Widerspruch, den man mit ein bisschen Buzzfeed-Esoterik (»23 Tricks für ein erfülltes Leben«) beantworten könnte, ist gar nicht so groß, denn zur Bedeutung von *aufregend* gehört neben *spannend* auch *mühsam*, *belastend*.

In diesem Moment kann ich beinahe in Worte fassen, was nun schon länger in meinem Unterbewusstsein gärt. Ich lasse mich direkt auf die Pflasterstraße fallen. H. zögert keinen Moment und wirft sich neben mich, sein McKinley-Rucksack rutscht noch ein paar Meter weiter.

»Ich will nicht mehr. Nicht ein Schritt«, sage ich.

H. gibt ein zustimmendes Grunzen von sich. Ein paar Minuten liegen wir so schweigend da und sehen sicher aus wie Touristen, die vom stundenlangen Sightseeing kaputt sind. Nur ganz ohne Sightseeing.

Gestern in der Kathedrale, deren Besuch schon seit Jahren auf meiner Bucket List stand, wollte ich bereits kurz nach dem Eintreten lieber zurück ins Hotelbett. Mir erschien plötzlich all das Schauen, Fotografieren, leise und ehrfürchtig sein so ermüdend. Genauso war es beim Schwimmen im Meer. Kaum die ersten schlammigen Meter gewatet, kam die Ernüchterung. Der Wunsch die Augen zu schließen, zu schlafen.

»Was ist mit uns los, H.«, frage ich.

H. schweigt. Ich stütze mich auf, um ihm ins Gesicht zu sehen, vielleicht ist er schon eingenickt. H. liegt mit ernster Miene da, starrt in den Himmel.

»Depression? Existenzkrise? First World problems?« rät er dann.

Es vergehen ein paar Augenblicke, bis er feststellt »Ich brauch'n Drink.«

Ich stehe auf, strecke H. die Hand entgegen, der sich kraftlos hochzieht wie ein Teenager, dem man Gartenarbeit in Aussicht gestellt hat.

Andere Touristen drängen an uns vorbei. Hier beherrscht man es auszuweichen, ohne die Augen von den Prunkfassaden und Smartphones zu nehmen. Demnächst werden sie vielleicht abgelöst durch Smart Glasses, mit denen man als Zombie weniger auffällt. Wir steuern auf eine Bar am Straßenrand zu, die Erstbeste. Außen althergebracht mit Angeboten in Kreide auf echtem Schiefer, drinnen schummrig und abgewetzt vom Ein und Aus der Menschen, die alles wie ein Fluss fortzuwaschen scheinen. Ein Stein von Machu Picchu, ein Stück Wand aus der Wartburg, das Tal der Könige einfach weggeschwitzt. Diese Bar sieht auch nicht besser aus. Ich mag es. In lichtarmen Räumen scheint es immer, als sei der ersehnte Schlaf nicht mehr fern.

Wir lassen uns am Tresen nieder. Von irgendwoher quakt ein Vorkriegsoldie. Kein Personal in Sicht, auch keine Kundschaft. Mit aufgestütztem Kopf studiert H. die ausgestellte Spirituosensammlung. Ich suche alle Wände und Oberflächen nach einem Menü ab, finde keins, da tritt der Bartender aus einem Hinterzimmer. Seine schlaksige Jugendlichkeit, jünger als wir, überrascht uns und irgendwie hatten wir wohl beide einen älteren, plumpen Einheimischen erwartet, jemand gemütliches, der zum Interieur passt.

»Mix mir was, egal was«, brummt H. in seine Handfläche.

»Dasselbe.«

Der Bartender nimmt den Shaker, gibt Eis hinein, dann Limette, Grenadine, Pernod, Sirup, Bitters, Falernum, Rum, Rum und noch mehr Rum. Danach schüttelt er ihn in Bewegungen so geschmeidig wie die Zutaten. Zwei Longdrinkgläser erscheinen, Eis klirrt hinein. Aus dem Shaker ergießt sich der Mix, eine orangefarbene Flüssigkeit, die aus sich selbst zu leuchten scheint.

Wir trinken. H. nickt. Er ist der Experte, ich bin nur stets mit allem einverstanden. Wir trinken. Mir fällt eine Uhr über der Tür zum Hinterzimmer auf. Sie besitzt das übliche Ziffernblatt, jedoch sieben Zeiger, alle von derselben Länge. Ich beobachte sie, zähle bis sechzig. Nichts. Ich zähle von vorn, dann noch einmal und noch einmal. Schließlich rucken alle Zeiger gleichzeitig, jeder eine andere Strecke von zwei Strichen oder mehr, manche auch ein paar in die falsche Richtung. Wie auch immer. Wir bestellen noch mal das Gleiche.

Mir ist inzwischen warm geworden, heiß sogar. H. neben mir sieht auch verändert aus, besser gelaunt auf jeden Fall, aber auch jünger, gesünder. Wir lächeln uns an wie zwei Trickbetrüger nach gutem Fang, bestellen noch eine Runde. Irgendwann ein Blick auf die merkwürdige Uhr: rätselhaft, sagt mir nichts, wohl eine Trinkeruhr. »Jede Zeit ist eine gute Zeit für ein Aperol.« Ich werfe einen Blick unter schweren Lidern hervor auf meine Smartwatch. Es ist nach vier, nachts. Nicht schlimm. Ich lächle zufrieden vor mich hin, die Hand am kühlen Glas. Der Bartender ist ein aschblonder Geist. Irgendetwas stimmt nicht. Rucksäcke sind noch da, gut, H. neben mir ist auch noch da, sehr gut. Noch ein Blick auf die Smartwatch. Das Datum. Es ist gestern.

Ich denke eine Weile darüber nach, während ich immer wieder einen Schluck nehme, ob und warum Apple meine Uhr fernsteuern könnte, bevor mir klar wird, dass ich ganz einfach zu betrunken bin, um noch irgendein Datum zuordnen zu können. Ich stupse H. an, zeige ihm meine Uhr.

»Hm«, nickt H.

»Wir sollten gehen, zusehen, dass wir noch ein bisschen Schlaf abbekommen«, biete ich an. Und dann: »Wir wollen doch heute fit sein, für die Kathedrale.«

H. rutscht vom Barhocker, legt seine Brieftasche auf den Tresen.

»Noch zwei dieser Zombies to go«, bestimmt er dem Barmann.

Der füllt unbeirrt zwei frische Drinks in Bambusbecher mit Silikondeckel. H. wirkt überschwänglich, drückt mir Küsse auf die Stirn, aufs Auge, nimmt lachend die Becher entgegen, führt mich am Arm aus der Bar.

»Deine Brieftasche«, fällt mir auf der Straße ein.

H. wirft lachend den Kopf in den Nacken. Wir ziehen durch wechselhaft beleuchtete Gassen, nun angenehm leer. Es ist schön ohne andere Menschen. Die wenigen, denen wir begegnen, sind komplett kaputt, hängen ihren Freunden in den Armen wie geschlagene Boxer in den Seilen. H. und ich gehen Hand in Hand, nehmen Schlückchen von unseren Bechern.

Der Weg führt eine schmale Steintreppe hinauf. Von beiden Seiten ist sie mit Immergrün gesäumt, darin ein paar Lorbeerbäume. Wind rauscht durch die Blätter. Es ist ruhig. Ein paar Straßen weiter erklingt Gesang. H. lässt sich auf die Stufen sinken. Er hält immer noch meine Hand. Ich stehe vor ihm auf dem Treppenabsatz, nehme ein paar Schluck. Dann zieht er mich zu sich heran, drückt seine Stirn gegen meinen Bauch.

»Da müssen wir morgen noch mal hin«, sagt er zu meinem Nabel.

»Du meinst heute.«

»Hm-hm.«

Mir scheint sein Haar im Licht der Straßenlaternen weniger grau zu enthalten. Ich würde es streicheln, hätte ich eine freie Hand. Sein Atem wärmt meinen Bauch und es gelingt mir, mir vorzustellen, dass sich auf diese Weise die Welt aushalten ließe, dass ich sie anschauen könnte, ohne ermüdende Augen. Andererseits wäre es auch kein Verlust, nur zu liegen und an eine Hotelzimmerdecke zu starren. Vielleicht blieb uns noch genug Zeit. Wie zur Antwort beginnt H. zu schnarchen.

kurzroman: in laibzig

ein paar hipster lästern mit ein paar hipstern über hipster. sie essen »berliner«. paris ist im spiel – irgendein gott halt, sicher auch gebeutelt. jedenfalls viel zu weit weg, um auf sein recht zu pochen. oder beim mdr, vergleichsweise. mit den jungen leuten, die visionen haben, und format für generationen. auf dem anderen kanal zerfließt, zutiefst verunsichert, eine kleine elster. c'est ça!

Steffen Langenhan

Reiner Kleidermann

Ein Milieuroman in zehn Kapiteln von Andreas Schumacher

1 Reiner brockt sich eine Suppe ein

»Beikoch in einer Gulaschküche?«, fragte Frau Pelzig Herrn Reiner Kleidermann, der sich vollkommen betrunken im Stuhl des Beratungszimmers fläzte.

»Äh, nöö, nöö«, begann derselbige herumdrucksend, »äh, viel zu warm.«

»Hm, schön«, sagte Frau Pelzig. »Wie Sie wollen, kein Problem. Ich hätte da auch was in einer Eisdiele.«

»Nee, nee, nee«, stotterte Reiner, »viel zu, äh … kalt.«

Mein Gott, war das heute wieder simpel!

»Sie sind mir einer!«, antwortete die Sachbearbeiterin. »Aber Sie haben Glück. Hier, hören Sie mal: ›*Testpersonen für Klimaanlagen-Entwicklung gesucht. Anlagen praktisch fertig, keine Erkältungsgefahr, angenehmes Arbeitsklima.*‹ Da passt alles! Ein solches Angebot können Sie unmöglich ausschlagen.«

Reiner begann zu schwitzen.

»Ich aa ... bin aa ... *-llergisch* gegen aa ... – Klimaanlagen!« Herr im Himmel, was faselte er da!

»Schön, schön – man lernt doch immer wieder Neues über Sie. Dann bringen Sie mir bitte ein ärztliches Attest«, antwortete Frau Pelzig völlig cool. »Ich empfehle Ihnen Herrn Dr. Neumann.«

Da hatte sich Kleidermann aber ganz schön die Finger verbrannt. Ein ATTEST! Eiskalt lief's ihm den Rücken runter ...

2 Reiner und das Attest

»Sie wollten mir heute ein Attest vorlegen, Herr Kleidermann«, konstatierte Frau Pelzig leicht gereizt.

»Wass?«, fragte Reiner Kleidermann, der aus Angst vor dem heutigen Termin die ganze Nacht durchgesoffen hatte, gespielt überrascht.

»Ihre Allergie gegen Klimaanlagen«, erklärte Pelzig. »Es wären noch immer einige Stellen als Klimaanlagen-Proband frei.«

»Aha, okay, jaja, soso«, schwadronierte Reiner, »ich äääh erinner' mich, nun gut'äääh, dieses Attest äh ja, es war mir lei'r nich' möglich, es äah einzuholn, jawoll ja.«

Mann, da hatte er aber einen Sack Kohlen im Feuer!

»Wieso das denn? Sie hatten doch jetzt wahrhaftig vier Wochen Zeit, einen Allergologen aufzusuchen!«

»Habbich, habbich, Frau Pelzich. Der ääh Allergellogge hatte aba zufälligaweise einä Klimaanlage im Wartezimmer. Ich bin äh während des Wartens äh – umgekippt. War glatt bewuss'los. Da konn' ich kein'äh Nachweis holen.«

»Sie Armer!«, frotzelte Pelzig, »Ich bräuchte dann allerdings eine schriftliche Benachrichtigung des Herrn Allergologen oder sonst eines Arztes, der mir diese, Ihre kleine Geschichte bestätigt.«

3 Reiner hat Glück mit dem Attest

»Eine wahre Tragödie, das mit Dr. Neumann«, sagte Frau Pelzig, Reiners Sachbearbeiterin, mit brüchiger Stimme, als sie ihm, der gerade einen alten Freund zu einem Beratungstermin begleitete, zufällig auf dem Flur der Arbeitsagentur begegnete. Reiner starrte sie aus flackernden Augen an.

»Sein Tod kam für uns alle überraschend«, fuhr Frau Pelzig seufzend fort. »Er war ohne jeden Zweifel der renommierteste Allergologe weit und breit. Nächstes Jahr hätte er den Ruhestand erreicht.«

Ogottogott – das Attest von diesem Allergologiker, daran hatte er überhaupt gar nicht mehr gedacht, seit er vor einigen Tagen aus seinem zweiundzwanzigstündigen Entgiftungsschlaf erwacht war.

»Wenigstens brauchen Sie nun nicht zu einem anderen Allergologen gehen, die Sache mit den Klimaanlagentests hat sich ohnehin erledigt, Ihr Klimaanlagenallergienachweis damit auch.«

Die Klimaanlagenfabrik war abgebrannt.

4 Reiner, caught in the act

Reiner betrat das Arbeitsamt und steuerte schnurstracks auf den Toilettenbereich zu.

In einer Kabine zog er den Flachmann aus der Brusttasche, drehte den Verschluss auf und sah auf seine Armbanduhr. Er zählte die Sekunden runter.

So ... ja ... gleich ... zack: Punkt Elf, die Verspätung war geschafft! Darauf einen Schluck!

»Herrgott Sakrament!«, fluchte Reiner und knallte den leer gelaufenen Flachmann gegen die Wand, dass er zerbrach. Der gute Weinbrand auf den Kacheln des Toilettenbodens, kein rettender Strohhalm in Reichweite und nicht einen lausigen Cent als Notgroschen in der Tasche, jetzt war guter Rat wahrlich teuer!

»Warum denn ›ausgeschlossen‹, als zweiter Ladendetektiv bei Penny, *gleich hier um die Ecke*, das wär doch was, Sie kennen sich schließlich aus in der Szene!«, beharrte Frau Pelzig, als Reiner gegen halb zwölf Uhr in ihrem Büro saß und den Kopf schüttelte.

»Hättichwirklichgern'emacht«, lallte Reiner. »Genau da'ab'ich'abba'Hausväbot seit paar Minuten.«

»Was für ein dummer Zufall«, sagte Frau Pelzig, die ihm diese Geschichte glatt abkaufte.

»Was für ein Glücksgriff!«, dachte Reiner und tätschelte das leere Fläschchen an seiner Brust, das er sich unter den wachsamen Augen seines Beinah-Neu-Kollegen mitten im Laden, vielmehr dort sich heimlich in ein Eck drückend, einverleibt hatte und das er dann, nach einem im Schnellverfahren schriftlich fixierten Vollgeständnis, dank des überaus liebenswürdigen Herrn von der Polizei, als Andenken an den vermeintlichen Fehltritt hatte behalten dürfen.

5 Reiner in der Unterwelt

»Schon mal als Leichenwäscher gearbeitet?«, fragte Frau Pelzig, während Reiner, dessen Gedärme noch immer schwer mit der halben Flasche Magenbitter kämpften, sich in ein löchriges Papiertaschentuch schnäuzte.

»Wiessu *Wäscher*? Sie kenn' doch mein'Leben'slauf«, lallte Reiner herausfordernd, ehe draußen im Gang irgendeine Wahnsinnige »Geld-re-GIER-t-die-Welt!« herausbrüllte.

»Hätte ja sein können, *schwarz* oder so, unter Umständen ...«

Frau Pelzig durchforstete ihre Akten.

Reiner war speiübel. Alles drehte sich im Kreis.

Schwarz?un'Geld'un'Welt'un'Wäscher? Ah ja, jetzt hatte er verstanden: Schwarzgeldwäscher in der Unterwelt!

»Äh nöö, kein'In'tresse«, brummte Reiner, der sich weniger über diese neue AB-Maßnahme wunderte, als über das düstere Bild, das Frau Pelzig wieder einmal von ihm malte.

6 Reiner, Wiederholungstäter

»Könn' Sie mia nich' einfach irg'n'ein'n Job in eina Schnabbsbrennarei besorgen?«, fragte Reiner mit aufrichtigem Interesse.

»Herr Kleidermann, Sie wissen ganz genau, dass wir Sie schon vor langer Zeit sowohl an eine Schnapsbrennerei als auch an eine Bierbrauerei vermittelt haben ...«

»Wass?«, rief Reiner entgeistert. »Daran kann'ich'mich gar nich'm'erinnern! Weswegen sit'zich dann hia und bin arbeisslos?«

»Weil man Ihnen nach einem Tag oder, soweit ich informiert bin, nach einer halben Stunde gekündigt hat.«

»Wie? Hab'ich'denn'nich alles gegeben, oda wass?«

Frau Pelzig lachte laut auf.

»Oh doch, Herr Kleidermann, Sie haben *alles gegeben*, wahrhaftig, *siebzehn Kisten Bier* beziehungsweise *fünfzig Flaschen Schnaps*, durchs Kantinenfenster, an Ihre Trinkerfreunde, die Ihnen im Schlepptau gefolgt waren ...«

7 Reiner nimmt an

»Heute habe ich ein Angebot, das Sie auf gar keinen Fall ablehnen können, Herr Kleidermann«, sagte Frau Pelzig, die Sachbearbeiterin, während Reiner gerade darüber nachdachte, ob er die ihm verbliebenen 5,08 Euro in einen Liter Billig-Whisky oder in einen Kasten Billig-Bier investieren sollte.

»Wass?«, fragte er geistesabwesend.

»Ein sehr seriöser Autorenfilmer möchte einen Dokumentarfilm über einen arbeitswilligen Langzeitarbeitslosen drehen«, erklärte Frau Pelzig begeistert. »Für die 1–2 Jahre Drehdauer wären Sie offiziell als Kleinkünstler/Schauspieler gemeldet und bekämen ein richtiges Aufstockergehalt.«

»Is' nix für mich«, lallte Reiner entschieden.

»Sie würden bei dem Projekt sogar 500 Euro Vorschuss bekommen.«

»Bin dabei!«, rief Reiner, der längst vergessen hatte, worum es bei diesem Projekt eigentlich ging.

»*Vorschuss* heißt *Schampus*«, dachte Reiner und lächelte.

8 Reiner und der Schampus

»Jetzt erklären Sie mir aber mal, *warum genau* die Sache mit dem Dokumentarfilm nicht funktioniert hat, Herr Kleidermann«, sagte Frau Pelzig, die Sachbearbeiterin, während Reiner, ihr langjähriger Klient, mit einem hartnäckig wiederkehrenden sauren Aufstoßen rang.

»Mittlerweile«, ergänzte sie verbittert, »hat der Filmemacher einen anderen Arbeitslosen unter Vertrag genommen.«

»Ich äh«, begann Reiner, der sich sehr genau an jenen Tag erinnerte, an dem ihm die Sekretärin des Filmemachers 500 Euro ausgehändigt hatte, »habbe den Vorschuss erst mal komplett in Schampus angelegt.«

»Sie sind doch wahnsinnig! Und dann?«, fragte Frau Pelzig.

»Was dann! Die tüppesche Hollywuttkarrieren'Endsta'tsjon natürlich, daa'Aaalk – in Form von hunnat Flaschen Schampus. Ich ääh vertragge abba keinä hunnat Flaschen Scham'pus, und also musste ich das Proj'kt an Tag 1 lei'r abb'rechn.«

»Okay, das klingt authentisch«, stöhnte Frau Pelzig.

9 Reiner von der starken Seite

»Herr Kleidermann, wenn ich mich recht erinnere, haben Sie mir vor einiger Zeit auf mehrfache Nachfrage hin ein Attest vorgelegt, das besagte, Sie seien nicht im Stande, Gegenstände mit einem Gewicht von fünf oder mehr Kilogramm zu lupfen.«

Frau Pelzig liebte ihren Job als Sachbearbeiterin beim Arbeitsamt.

Reiner, der Trinker, nickte wortlos.

»Zufälligerweise«, fuhr Frau Pelzig fort, »habe ich gestern Vormittag gegen 11:45 Uhr von meinem Bürofenster aus beobachtet, wie Sie einen Kasten – einen vollen Kasten – Bier höchstwahrscheinlich vom nebenan liegenden Spar-Markt in Richtung Stadtpark schleppten. Ein solcher Kasten wiegt mindestens fünfzehn Kilo und Sie schienen dabei nicht einmal ansatzweise zu schwitzen. Wie erklären Sie sich diesen mysteriösen Sachverhalt?«

»Ja, äh, freilich«, stammelte Reiner, »abba'das geht nur – NUR – mit BIERKÄSTEN! Der Anblick, äh das Berühren eines Bierkastens verleiht mir äh *bierische* Kräfte ...«

10 Reiner kommt ins Paradies

Reiner traute seinen Augen nicht. Stand da wirklich eine volle Flasche Sekt auf dem Schreibtisch von Frau Pelzig, seiner Sachbearbeiterin?

»Ja, lächeln Sie ruhig, Herr Kleidermann«, sagte Frau Pelzig strahlend, »denn heute werde ich Sie nach sieben langen Jahren endlich und endgültig in ein geregeltes Beschäftigungsverhältnis hinein vermitteln. Wir werden gleich eine Flasche Sekt aufmachen und darauf anstoßen.«

Reiner wusste zwar nicht, worauf sie hinauswollte, lächelte aber bei Frau Pelzigs letzten Worten.

»Es handelt sich«, erklärte Frau Pelzig euphorisiert, »um eine Stelle als Qualitätsprüfer bei einem großen, renommierten Spirituosenvertrieb. Das Unternehmen testet derzeit«, sie sah in ihrem Ordner nach, »etwa 127.500 verschiedene Alkoholika, vom billigsten Billig-Bier bis zum edelsten Edel-Whisky.«

Reiner kippte bewusstlos vom Stuhl.

Da nahm die Zeit der Kleidermannschen Arbeitslosigkeit in der Tat ein Ende, die Akte Reiner Kleidermann wurde geschlossen und derselbe lebte noch lange glücklich und zufrieden (bis er von einem alkoholisierten 14-jährigen Schwarzfahrer mit einem Großraum-Van über den Haufen gerast wurde) als ein von Kollegen und Vorgesetzten allseits geschätzter und anerkannter Qualitätsprüfer in einem renommierten Spirituosenvertrieb.

Die Bürde des Performens

In einer Gesellschaft
in der niemand
was sein muss
sondern jeder nur
was tun

ist der Grad an Snobismus
mit dem du dich inszenierst
deine Visitenkarte,

Aufmerksamkeit
deine Währung

Macht
deine Motivation

und jeder für
jeden
nur ein Mittel
zum Zweck.

Viel Spaß
ich geh inzwischen
ein Eis essen.

Johannes Witek

Grafik: Uwe Höwig (UH)

Unter der Decke

Von Till Bender

Seinen Ring hatte Roggen nach seiner Ankunft noch für mehrere Wochen am Finger stecken. Es war nicht verboten, eigenen Schmuck zu tragen. Es war nur einigermaßen unüblich, weil es kein Ring der Gesellschaft war. Die meisten trugen hier Ohrstecker, Kettenanhänger oder Ringe von der Gesellschaft. Viele voller Stolz, manche, weil es ihnen ein Gefühl von Zusammengehörigkeit gab, andere, um öffentlich ihre positive Grundhaltung zu demonstrieren.

In seinen ersten Tagen hier hatte er eines Abends am Fenster seiner Baracke gestanden, hinaus auf all den Beton gestarrt und den Ring dabei gedankenverloren um den Finger gedreht.

Nach einer Weile gesellte sich ein hohlwangiger Bursche mit dunklen Ringen unter den Augen und tiefen Furchen im Gesicht, die überall abwärts zu verlaufen schienen, zu ihm, sekundierte ihm ein bisschen beim Rausstarren und raunte schließlich gegen die Scheibe:

»Bringt nichts ein, an zu Hause zu denken. Wer zu viel an zu Hause denkt, ist geliefert.«

Es dauerte nicht lange, und Roggen sah ein, was der Mann gemeint hatte. Da zog er den Ring ab und begrub ihn in den Tiefen seiner Truhe. Die hatte sich damals noch wie ein Gepäckstück angefühlt.

Längst war aus ihr ein Möbelstück geworden.

Roggen nahm sich ein Beispiel an seiner Truhe. So kam er ganz gut über die Runden.

Sechs Jahre war er jetzt hier. Sechs Jahre Staub atmen, Beton fressen und Eisen kotzen. Sechs Jahre lang Tropfen von der Decke. Sechs Jahre den Blick senken, wenn ein Assistent der Gesellschaft vorbeikam.

Sechs Jahre freie Entfaltung.

Und seit einem halben Jahr jeden Zyklus einen aus dem Peloton wählen, der zu den Tauchgräbern geht. Zur Motivation des Zuges.

Ein abwechslungsreiches Leben: Von manchen wurde man gehasst, von anderen verachtet, gelegentlich gehasst, verachtet, umschmeichelt und angebettelt.

Von Zeit zu Zeit gab es Tage, an denen Roggen ein wenig Beistand benötigte. Heute war so ein Tag.

Am gesamten Brückenkopf war die Atmosphäre bestimmt von unausgesetzter Betriebsamkeit. Doch auf einer Baustelle von über vierzehn Quadratmeilen findet man zwangsläufig auch Nischen, in die man sich für ein paar Atemzüge zurückziehen kann. Roggen fand seine am Fuß eines eingerüsteten Pfeilers, dessen Fundament in einer Grube lag. Er schaute sich um, fand sich unbeobachtet und stieg eine Leiter hinab. Wie überall war auch hier der Boden von Pfützen bedeckt. Roggen setzte ich auf einen niedrigen Stapel unverbauter Gerüstböden. Abermals blickte er um sich: Pfützen, Grubenwände, Gerüststahl im Rücken und in gut achtzig Metern Höhe über allem die atemraubende Ausdehnung des weiten Betonhimmels.

Roggen war für sich.

Er wusste, er würde es bereuen. Auch weil sein bescheidener Vorrat hinterher wieder ein bisschen geschrumpft sein würde, aber es gab noch einen anderen, gewichtigeren Grund, warum er die meisten Gelegenheiten, sich ein gutes Gefühl zu verschaffen, lieber ungenutzt verstreichen ließ. Mochte wohl sein, dass es sich um nichts weiter als eine Überlebensstrategie handelte. Einen Trick, vielleicht sogar einen billigen Trick. Aber es funktionierte. Im Allgemeinen.

Roggen dachte sich zwei Welten. Eine voller Annehmlichkeiten und seine. Eine, in der man grundsätzlich und zu Recht vom Wohlwollen der Leute ausgehen durfte, in der es jederzeit reichlich Bratkartoffeln gab, Erdbeerbowle und Piratenlieder, die man nur anstimmen musste, um sich unbesiegbar zu fühlen und unbesiegbar zu werden, – und seine.

Und Roggen hatte immer wieder erlebt, dass die erste Welt in der zweiten keinen Platz hat.

So schien es auch den meisten anderen Menschen zu gehen. Aber während die oftmals versuchten, so viel wie möglich aus der Bratkartoffel-, Erdbeerbowle- und Piratenliederwelt zu erbeuten und ihre eigene Welt damit zu bereichern – und jedes Mal fanden, dass es längst nicht genug war, und sie dann weiter jagten und allmählich immer unzufriedener und trauriger wurden, war Roggens Weg ein anderer.

Er richtete sich in seiner Welt ein und sah keinen Platz für Annehmlichkeiten in ihr vor. Knappe Bratkartoffeln? – Nein, danke. Erdbeerbowle schwer zu kriegen? – Verzichte. Piratenlieder trügerisch? – Singt ihr doch.

So blieb Roggen stets irgendwie Herr der Lage. Ein Trick? Ein billiger Trick? Es funktionierte. Meistens.

Aber heute benötigte er ein wenig Beistand.

Er zog den linken Ärmel seiner Arbeitsjacke straff und schob seinen rechten Zeigefinger in die verborgene Öffnung im Saum des elastischen doppelten Strickbündchens. Roggen tastete, fühlte, fingerte, und Bestürzung kroch in sein Gesicht, als er nicht fand, wonach er suchte. Doch, da war es ja. Kein Wunder, so kostbar das Briefchen war, so klein war es.

Roggen faltete es auseinander. Nachdem er es eine halbe Minute lang nur angeschaut und sich an dem Anblick gelabt hatte, wie der Inhalt auf dem Papier hin und her tanzte, wenn er zärtlich gegen den Rand klopfte, ließ er die Hälfte davon auf ein Stückchen Aluminiumfolie gleiten, das er zu einer winzigen Schüssel geformt hatte. Vorsichtig verstaute er das Briefchen wieder diskret im Ärmelsaum.

Dann nahm er einige Krümel von der abgeteilten Portion zwischen Daumen und Zeigefingerkuppe. Er führte die Finger unter die Nase, ließ den Zeigefinger auf dem Daumen kreisen und sog tief die Luft ein. Roggen schloss die Augen.

Nun zog er seinen Verpflegungsriegel, Klasse II aus der Tasche und brach sich ein Drittel ab. Er verteilte die blassgrün-braunen Partikel gleichmäßig auf dem Riegel, biss hinein und versank für den Moment in einem winzigen trostreichen Ozean.

»Oh, ja«, sagte Roggen leise. »Wilder Majoran!«

Da krachte wenige Zentimeter vor seinen Füßen ein Werkzeugkasten auf den Boden.

Verschiedene Hämmer, Schraubenschlüssel und andere Gerätschaften wurden beim Aufprall herausgeschleudert und flogen ihm wie Komponenten eines grotesken Sprengsatzes buchstäblich um die Ohren. Die Reflexe übernahmen seinen Körper, er warf sich nach hinten.

Im Rückwärtsfallen dachte er »Verdammter Harris. Wie blöd kann ein einzelner Ingenieur sein?«

Was nun kommen würde, war leicht absehbar. Das markerschütternde Scheppern war weit zu hören gewesen, und nach den Ereignissen der vergangenen Wochen reagierte man sehr nervös auf derartige Geräusche. Da hörte er auch schon ein schweres Stiefelpaar angerannt kommen. Jetzt hing alles davon ab, wie wenig Lust der Stiefelträger hatte, sich intensiver mit der Angelegenheit zu befassen.

Oben am Grubenrand erschien das breite, alarmierte Gesicht eines atemlosen Assistenten.

»Was war das? Waren Sie das? Kommen Sie mal raus da!«

Roggen nahm Haltung an.

»Jawohl, Herr Assistent.«

Eilfertig und umständlich raffte Roggen ein paar im Schlamm liegenden Werkzeuge zusammen.

»Na machen Sie schon!«

»Jawohl Herr Assistent.«

In einer Hand einen Maulschlüssel und eine Rohrzange, die andere an den Sprossen, stieg Roggen die Leiter hoch.

Der Assistent hatte die Hand noch immer auf seiner Waffe am Gürtel liegen.

»Und?«

»Ja, es war so gewesen, Herr Assistent: Ich war hier vorbeigekommen, und Leitung hatte uns ja gesagt, wir sollen nichts unnütz rumliegen lassen, und ich hab die Gerüstböden da unten rumliegen sehen und wollte sie hochholen. Ich stelle also meinen Koffer da an den

Rand auf den Eimer, damit er nicht im Matsch steht, steige die Leiter runter und, also, dann muss der Kasten irgendwie vom Eimer runter und runter.

Bitte um Entschuldigung, Herr Assistent, ich war nicht ganz bei der Sache, weil, ich hatte vorhin gehört«, Roggen sah sich um und senkte seine Stimme, »in der Kantine sollen sie heute angeblich paar Kisten echtes Bier reingekriegt haben, und weil ich gleich Schichtende habe …«

»So, naja, ich will hier nicht ihre ganze Lebensgeschichte hören. Sie müssen aber mal ein bisschen vorsichtiger sein, in Zukunft. Sonst gefährden Sie sich und andere.«

Der Assistent deutete auf die Binde um Roggens Ärmel.

»Sie üben hier auch eine Vorbildfunktion aus!«

»Jawohl, Herr Assistent.«

»Jetzt sammeln Sie Ihr Zeug ein, und passen Sie in Zukunft besser auf.«

»Jawohl, Herr Assistent.

Roggen legte die Hand an den Helm.

»Freie Entfaltung.«

»Freie Entfaltung«, erwiderte der Assistent und machte sich auf, in Richtung Kantine.

Im Weggehen murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: »Wen die hier nicht alles zum Vertrauensmann machen!«

Fünf Minuten später war Roggen aus der Grube raus und vom Gerüst wieder runter. Er kannte Harris' Routine und nahm an, dass er gerade heute nicht davon abweichen würde. Roggen hatte es eilig. Sein Weg führte ihn durch eine Landschaft aus aufgeschütteten Geröll- und Sandhügeln, Moniereisenfelder und Wasserlachen. Neben einer Palettenpyramide stieß er mit einem hünenhaften Freien zusammen, der zusammen mit zwei Kollegen eine Mischmaschine bediente.

»Mann, kannst du nicht aufpassen!«, fuhr er den Riesen an.

»He, du … – oh, Verzeihung, Herr Vertrauensmann, ich hatte Sie nicht gesehen.«

Doch Roggen war schon hinter der nächsten Ecke verschwunden.

Roggen stieß die Tür zur Messe auf. In ein paar Minuten würden hier alle Tische besetzt sein, jetzt waren nur Roggen hier, der Barmann und ganz hinten, in einer schlecht beleuchteten Ecke, über ein kleines Glas Schnaps gebeugt, Harris, der Ingenieur.

»Mix mir einen Drink«, sagte er zum Barmann.

»Was darf's denn sein?«

»Irgendwas Kostspieliges. Er zahlt«, antwortete Roggen und wies mit dem Daumen auf Harris.«

Dann schlenderte er zu dessen Tisch.

»Hier noch frei?«

Harris machte eine einladende Handbewegung, ohne aufzusehen.

Roggen setzte sich.

»Wie man hört, hast du deinen Werkzeugkasten verlegt.«

Harris nickte langsam.

»Ärgerlich. Was ist denn bitte ein Ingenieur ohne seinen Werkzeugkasten wert?«

»Gar nichts, Herr Vertrauensmann. Und gerade heute war ich so knapp davor, ihn mal wirklich nützlich einsetzen zu können.«

»Tja, vielleicht ist es dafür ja noch nicht zu spät. Ich hab ihn nämlich für dich gefunden, Harris. Wäre fast drüber gestolpert. Aber erst müssen wir uns mal über die Tauchgräber unterhalten, du weißt, es ist eine Ehre, bei den Tauchgräbern zu arbeiten. Ah, mein Drink. Verbindlichsten Dank.«

Roggen nippte an seinem Glas.

»Wie lange kennen wir uns jetzt, Harris? Drei, vier Jahre?«

Roggen rechnete noch immer in Erden-Jahren.

Draußen an der Mischmaschine stand der große Mann jetzt alleine. In seinen Fingern hielt er ein winziges Stück Papier. Er las »Hole H. ins Boot«.

Er steckte das Papier in den Mund und schaute zur Decke hoch.

Es schmeckte nach zu Hause.

Grafik: Oleg Estis

Letzte Sommertage

Im Keller der letzten Sommertage
warten vergorene Getränke
rauhe Winde quälen auf dem Acker
scheues Grün
lieblich und frisch
währt nur die Herrlichkeit der Fantasie
schwache Riesen fallen aufrecht
in Sickergruben
man hört es modern
und ist interessiert
im Jakobsmuschelmoor wabern
diesige Räume
ein Blutkuchen liegt unter hellen Birkenlaub
zerregnete Schmetterlinge
kommen aus der Traufe
in die Einsamkeit
ein leises Lachen
stört den Wald beim Wachsen
und blaue Luft
streicht dogmatisch
über einen starrköpfigen Zaun
im Keller der letzten Sommertage
freut sich der Herbst auf den ersten Schluck

Harald Kappel

Kamikaze

Von Stefan Petermann

Swantje ist keine dieser Frauen, welche sich hässlich machen, indem sie sich einen Pony schneiden. Sie blickt mich an, aus ihrem linken Auge läuft blaue Farbe. Ich kann gut verstehen, was Liebe ist und was sie einmal mit uns gemacht hat. In meiner Hand knistert ein Zettel, wieder und wieder zusammengefaltet, das Papier scheint gläsern.

Sobald man 30 wird, wird man zu allen zu freundlich und zu gewöhnlich. Swantje wird niemals 30 sein steht darauf, weniger kryptisch als vermutet. Ich weiß genau, was damit gemeint ist, ich wüsste das auch ohne Zettel. Zwischen uns hängt noch immer ihre Frage: »Dann war es das?«

Ungesagt natürlich, aber es genügt zu sehen, wie Swantje kaum die Fassung wahrt, wie sie es gerade noch schafft, eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht zu pusten, scheinbar unverbindlich, wie als würden wir in der nächsten Minute zu Starbucks gehen. Stattdessen: »Dann war es das?«

Zur Bestätigung drücke ich mit meiner zettellosen Hand die Hand von TildaTinaJasmin – ihr Name ist so unwichtig wie sie selbst – und gleich darauf meine Lippen auf die neuen Lippen. Swantjes Augen sind nun farbleer, monochrom rauschen sie, ich und die brünette Schönheit an meiner Seite vor ihr. Jeder von uns ist ein eigenes Universum. Ich werfe Swantje ein freundliches »Nimms dir nicht so zu Herzen, niemand ist besonders, wir auch nicht« zu. Sekundenlang hält Swantje inne, lauscht, zögert, hofft, geht schließlich gebrochen ab.

»Wer war das denn?«, fragt mich TildaTinaJasmin.

»Niemand Wichtiges«, lüge ich und sehe durch die namenlose TildaTinaJasmin hindurch, um Swantje beim Verschwinden zuzuschauen.

Vieles verstehe ich nicht. Weshalb Straßenmusiker genau in dem Moment zu spielen aufhören, in dem ich auf gleicher Höhe mit ihnen bin. In der peinlichen Pause überlege ich die erwartungsvollen Blicke der Musiker richtig zu deuten und ihnen Geld in den Instrumentenkoffer zu werfen. Was ich natürlich niemals tue. Ich verstehe nicht, warum sich kehlkopfkrebskranke Zigaretten an ihre künstlichen Atemwegsausgänge halten. Ich verstehe den Umgang mit Mäusen nicht. Jeder wächst mit Mäusen auf. In Büchern und Filmen und Comics, Feivel, Jerry, die Maus, Micky; Mäuse sind Sympathieträger. Bis wann eigentlich? Wann setzt der Ekel ein? Wann werden Fallen aufgestellt? Wann legt man Gift aus? Kennt man als Kind schon den Unterschied zwischen der guten, weil unwirklichen und bösen, da wahrhaftigen Maus?

Die Wohnung ist so leer und leblos. Nichts von der teuren Inneneinrichtung hat mit mir zu tun. Trotzdem bin ich hier. Ich gehe zur Bar und mixe mir einen Kamikaze – *Wodka, Zitronensaft, Zitronenlikör, vier Eiswürfel, keinen weniger, keinen mehr* steht auf dem Zettel – und betrachte mit dem Drink in der Hand die Fotos an der Wand. Fremde Gesichter blicken mich an, in der Mehrzahl bin ich zu sehen. Mehrmals auch Swantje. Ich nehme die Bilder von ihr ab, werfe sie weg, das Bedauern ist gewaltig.

Ein Telefon klingelt, mein Bruder ruft an. Er will wissen, wie es ihm geht. Selbstverständlich verrate ich keine Details, deute nur an, dass eben etwas Furchtbares geschehen ist. Ich gebe mir keine Mühe, von ihm mehr über mein Leben in Erfahrung zu bringen. Denn das ist kein schönes Leben mehr, soviel ist sicher. Wir versichern uns gegenseitig, dass wir uns lieben und wie sehr wir uns auf unser gemeinsames Wiedersehen in zwei Wochen freuen. Als ich auflege, schmeckt diese Lüge überhaupt nicht nach mir, sondern seinem Zitronensaftwodka.

Obst klappert im Aktenkoffer, als die Bahn ruckelnd die Station verlässt. Wohlwollend wird mein biederes Äußeres registriert, während vor den graffitibesprühten Fenstern graffitibesprühte Industriebrachen vorbeiklirren. Ein Morgen wie alle anderen hier möchte ich einfach nur in Ruhe gelassen werden für fünf bis zehn Minuten die Augen schließen, schlafen und glauben können, niemand im Abteil würde unter dicken Mänteln schwitzen. Schon jetzt müssten sich dunkle Flecken unter unzähligen Armbeugen abzeichnen. Doch niemand zieht Mäntel aus, weil es sind ja nur fünf bis zehn Minuten. Später aus dem Abteil steigen, die Station verlassen, einmal um die Ecke, die Straße überqueren, das Hauptgebäude betreten. Für frische Luft bleibt ein Zeitfenster von weniger als zwei Minuten. Das reicht. Die Hemden werden trocken sein.

Auf den Fensterbänken im Büro vertrocknen Grünpflanzen zu Pergament. Wenn die Putzkraft sie abends entfernt, zerbröselt es sie. Die Computer meiner Abteilung sind so alt, dass die Betriebssysteme noch Buchstaben im Namen tragen. Während mein System hochfährt, vergehen weitere zwei Minuten Lebenszeit. Zwei Minuten, dann steht das System. Danach passiert ebenfalls nichts. Von hinten grüßen die Kollegen aus der Abteilung SQN-E, firmenintern *Elefantenfriedhof* genannt. Dorthin werden die großen Tiere zum Sterben geschickt. Ein Mythos der Kolonialzeit. Bis zum Bauch versinken die schweren Körper im Sumpf. Selbst wenn die sterbenden Elefanten wollten, könnten sie sich nicht mehr bewegen. Regungslos warten sie, alle paar Stunden verscheucht ein Ohrenwackeln Fliegen. Ansonsten sterben. Sind die Tiere verendet, sackt die gesamte Masse ab. Krokodile zerlegen die Leichname. Übrig bleibt das Elfenbein, unsichtbar im Morast und für alle Zeiten verloren. Manchmal schleichen sich Jäger an und jagen den Tieren vor dem Tod Kugeln in den Nacken. Nur wenn die Jäger rascher als die Krokodile sind, können sie das Elfenbein rechtzeitig absägen.

Schon seit Jahren beherrscht die Abteilung SQN-E meisterhaft die Kunst des Stillstands. Zwei Pappwände trennen mich noch von ihnen. Während meine Eingeweide von innen an Gitterstäbe trommeln, bleibe ich äußerlich so ruhig, dass selbst das Zucken meines Fingers auf der Maus als obszönes Geräusch in den Raum fällt. Ein Klick und tausend Einheiten Elektronikgüter sind falsch verschoben. Ein weiterer Klick und schon ist eine kompromittierende Mail an alle Abteilungen versendet. In meiner Hand knistert ein weiterer Zettel:

Wenn sie zusammenstehen und Dienstzeit ist, dann verwenden sie anstatt von Wörtern Abkürzungen. MA steht für Mitarbeiter und FK für Führungskraft.

Es sollte ein Leichtes sein, innerhalb der nächsten beiden Wochen zur Abteilung Elefantenfriedhof zu gehören. Mein Bruder wird das nicht gern hören.

Ich atme durch einen Strohhalm. Hier unter der Wasseroberfläche höre ich nur die eigenen Atemgeräusche. Die Augen kann ich minutenlang öffnen, ohne dass sie Feuer fangen. Luftblasen steigen auf. Selbst unter Wasser riecht Wasser. Nach Wasser. Oder Katzen. Krank vor Liebe springen sie auf den Dächern. Ihr Kreischen begleitet die schlaflosen Nächte. Die Steine, die ich vom Balkon aus nach ihnen werfe, sind Kronkorken. Sie flattern im Wind. Manche fliegen, andere fallen auf mich zurück. Katzen bleiben, die Liebe nicht. Ich sauge Schaum durch den Strohhalm ein und huste. Öffne den Mund und Wasser strömt in mich. Setze mich in der Wanne auf und spucke aus. Das Geräusch hält an. Ein Läuten.

So wie ich bin, laufe ich zur Tür. Die Vermieterin von unten. Ich stehe vor ihr, als wäre es nicht mein nackter Körper, den ich ihr zeige. Wasser von oben tropft hinab.

»Das kann nicht von mir sein«, sage ich.

Zu meinen Füßen bildet sich eine Badewasserlache. Entscheidende Stellen meines Körpers sind nicht mit flockigem Schaum bedeckt. Aus dem Badezimmer kommt das Geräusch eines laufenden Wasserhahns.

»Das ist nicht von mir«, behaupte ich weiterhin.

Die Vermieterin drängt in die Wohnung. Sie tritt in die Lache und reibt an meinem nackten nassen Körper vorbei.

»Lassen Sie mich durch«, fordert sie.

Schaum sickert in den Teppich. Kein billiger Teppich. Nur billiger Schaum. Sie steht im Badezimmer. Was davon übrig ist. Wasser aus dem Hahn schwappt über den Rand der Wanne auf den Boden des Zimmers.

»Ach, DIESER Wasserhahn«, stelle ich erstaunt fest und schlage theatralisch gegen meine Stirn. Wütend stapft sie durch den gefluteten Raum, eilt empört zum Wasserhahn, schließt ihn.

Ich bin enttäuscht. Sie hat meinen nackten Körper keines Blickes gewürdigt, geschweige denn danach gegriffen. Auf dem Zettel in meiner Hand verwischt die Schrift. Drei Wörter nur: *Obacht. Vermieterin grapscht.*

Ich habe eine Menge solcher Wörter. Darin unterscheide ich mich nicht von anderen. Am wenigsten von meinem Bruder. Was wäre, wenn ich die Bilder von uns beiden anschauen und ich zweimal mich erkennen würde? Oder zweimal ihn. Je nach dem, wer gerade welches Leben führt. Wer gerade welches Leben zerstört.

Das Komplizierte in unserem Spiel ist es, den richtigen Moment zu finden. Agiere ich zu hektisch und zerstöre zu schnell, muss ich die Konsequenzen tragen, bevor mein Zwilling den ursprünglichen Platz in seinem Leben wieder einnimmt und ich in das meine zurückkehre. Das sind unangenehme Stunden und Tage, in denen ich die Folgen meines Handelns deutlich zu spüren bekomme. Warte ich hingegen zu lange ab, stürzt das Kartenhaus nicht ein und bleibt zu viel im Guten. Ein geschicktes Taktieren ist erforderlich. Ich werfe mich ins Spiel, bewaffnet mit einer Handvoll spärlich beschriebener Zettel zur Orientierung beim Verwüsten.

In meinem Leben bin ich das Banale. So langweilig, ich könnte verschwinden und nichts würde sich ändern. Dabei könnte alles so aufregend sein, wenn sich alles ändert. Ich frage mich, wie weit mein Bruder diesmal gehen wird. Welche Grenzen wird er überschreiten? Was mir übriglassen?

»Was wir tun«, sagt mein Bruder am Telefon, »ist die einzige Möglichkeit, uns zu spüren.«

Ich begreife, dass es für meinen Bruder um mehr geht als die reine Zerstörung. Er bastelt sich aus dem, was wir uns gegenseitig zufügen, einen philosophischen Standpunkt zurecht.

»Es ist ein Spiel, es geht nur darum, uns zu beschädigen«, sage ich, weil ich ahne, wie sehr ihn das verletzt. Auch das ist Teil der Übereinkunft. Sobald wir persönlich werden, wächst der Schmerz. Kommentarlos lege ich auf. Das hasst er besonders. Ausgezeichnet.

Helden werden immer von ihrer Vergangenheit eingeholt. Ich bin weder das eine noch habe ich das andere. Alles, was ich bin, bin ich in diesem Augenblick. Und wenn ich das richtig einschätze, dauert dieser nicht mehr allzu lange. Ich lese ein gutes Buch über

schlechten Sex. Das ist nicht halb so aufregend, wie es sein könnte. Als Lesezeichen nutze ich einen Brief von Swantje. Einen Brief! An ihrem fahrigen Schriftbild wird deutlich, wie viel Überwindung sie jedes einzelne Wort gekostet haben muss. Sicherlich sammeln sich in ihrem Papierkorb die zerknüllten Versuche, mich um eine zweite Chance für uns zu bitten. Ich habe ihr längst geantwortet. Daran, wie mir die Wörter in die Tastatur fließen, merke ich, wie sehr ich sie doch lieben muss. Swantje. Natürlich verdienst du eine zweite Chance. Morgen schon. Nichts schmerzt mehr als eine enttäuschte Hoffnung. Schweinsköpfig laufen die Menschen und ob ich will oder nicht, bin ich einer von ihnen. Also verhalte ich mich auch so.

Auf der Liste habe ich hinter allen Gedankenstrichen längst Häkchen gesetzt. Wohnen? Haken! Karriere? Haken! Fitnessklub? Haken! Der freundliche Kollege, der so lecker Curry kochen kann? Haken! Große Liebe? Doppelhaken! Alles erledigt. Alles niedergeworfen und durchtrennt. Bald wird mein Bruder diese Liste in seinen Händen halten. Längst werden dann weite Teile seines Lebens Brachland sein. Es ist besser, er schenkt diesen Trümmern keine Aufmerksamkeit mehr. Nur noch unfruchtbare Ödnis. Hierher kann er zwar zurückkehren, aber nicht weiterleben. Nur aus Unordnung entsteht Neues und nur darin haben wir die Möglichkeit, in Würde zu bestehen. Würde er sagen und weitermachen.

Mein Finger schwebt über einer Landeskarte. Abrupt saust er nach unten. Der Nagel durchstößt einen Ort im Süden. Nahe der Berge. Dahin wird es meinen Bruder einmal verschlagen. Noch weiß er von nichts. Zwei Jahre wird er Zeit haben, wieder das Beste aus sich zu machen, ein neues gutes Leben aufzubauen, besser und glücklicher als jenes zuvor. So wird es umso mehr schmerzen, es zerfallen zu sehen.

Ich werde ihn treffen, eines Tages auf einer Autobahnraststelle, weit entfernt von seiner und meiner Stadt. Für einen Moment wird keiner von uns wissen, wer wer ist. Ich könnte er sein, er ist ich. Zwei Brüder, nahezu identisch, gleichermaßen ruiniert. Dennoch voller Hoffnung, oh, diese Zuversicht. Wir werden uns anlächeln, kurz und herzlich, wir werden uns die gleichen Hände schütteln, uns zuzwinkern und voranschreiten in der Katastrophe, die wir Leben nennen.

Grafik: Julian Wagner

Revolution & Bier

Von Ewald Kleist

»Institut zur Bekämpfung akuter Unterhopfung«
(Witzig gemeintes Schild am Eingang einer Neonazi-Kneipe in der Josef-Ries-Straße)

1

Die Stadt ist eine wütende Maschine, die wir vom Bett aus verfluchen. Jeder trinkt ein Bier. Niemals mehr als eins, wir müssen nur ganz wenig betäuben, um auf unsere Höhe zu kommen. Schließt sich eigentlich Sensibilität und Hoffnung aus? Es ist jedenfalls die Zeit des Umbruchs, unsere gemeinsame Wohnung kippelt, wir müssen den Vermieter loswerden; war es hier schon immer so hässlich? Die Lust, alles neu zu verhandeln und die Musik noch viel ernster zu nehmen, falls das überhaupt geht, bevor wir Liebschaften zerbrechen sehen und neue Schmerzen in der Magengegend entdecken.

2

Zwei Bier reichen, um die gewöhnliche Sicherheit zu verlieren. Etwas stimmt nämlich nicht mit meinen Freunden, sie wissen nicht genau, wer ich bin, weil es mich genau nicht gibt. Sie suchen mich in meinen Handlungen, meinem Reden, in meinem Gesicht, sie suchen mich wenn ich mich Anderen gegenüber verhalte, sie suchen mich wenn ich meine Eltern verfluche oder den Staat nicht verstehe oder schweige oder stinke oder lieb oder bös bin. Sie führen etwas im Schilde, ein langes Messer Hoffnung und dunkle Abscheu vor meinen Gewohnheiten, meiner falschen Mimik, meiner gekünstelten Stimme, meiner Coolness, meinem Gejammer.

3

Meine Freunde lieben mich, ob sie es wissen oder nicht, ob sie zwei oder drei Bier trinken ist gleich und ich spüre ihre Liebe, wenn sie von mir enttäuscht sind: sie müssen nervenaufreibende Kraft aufwenden, mir nachzusehen, dass ich nicht perfekt bin, dass ich nicht das Ideal erfülle, dass ihre Liebe von mir in ihre Köpfe setzt. Wenn der Himmel grau und ihre und meine Gedanken eng sind, entgleite ich ihnen, sie entgleiten mir, wir können uns nicht mehr fassen, sind frustriert und führen uns an der Nase herum, so als ob es nichts Besseres zu tun gäbe.

4

In zwanzig Jahren werden wir zurückblicken und sagen: »Wir hatten nicht genug Phantasie, um uns dem Apparat der Pflicht entgegenzustellen. Wir hatten keine Ahnung, wie lieb wir uns hatten. Viel zu wenig haben wir uns vertraut. Wann bin ich je über mich hinausgewachsen? Es hätte alles anders sein können. Es hätte besser sein können.« – In zwanzig Jahren gibt es nichts mehr, worauf wir uns noch freuen können und wir sprechen zu uns selbst: »Wir hätten uns auf so viel freuen können.« – Vielleicht sitzen wir im Gefängnis und vielleicht wegen eines Verbrechens das wir gar nicht begangen haben. Vielleicht haben wir die falschen Dinge übertrieben und die falschen Dinge untertrieben. – In zwanzig Jahren sühnen wir unsere Trägheit und Unklarheit, unsere Unfähigkeit, eine relevante Rolle im Theater der Zivilisation zu spielen und seufzen das letzte bisschen Vorstellungskraft in eine bedrückende Abenddämmerung am Rand der übriggebliebenen Welt.

Valerie

Von Skog Ogvann

Ich sitze bei Flaco in der Kneipe und guck ihm beim Gläserspülen zu. Eine recht possierliche Stockente watschelt durch die Tür. Flaco spült unbeeindruckt weiter Gläser, dann guckt er mich an und sagt: Wusstest du, dass Enten, wenn die reden, kein Echo hinterlassen?

Enten können gar nicht reden, widerspreche ich ihm.

Doch doch doch doch dochdoch, entgegnet die Ente, wackelt mit ihrem Köpfchen und sagt dann zu Flaco: Mix mir einen Drink Drink Drink Drink DrinkDrink.

Ihr Echo halt durch den Raum

Ich wische den Schaum

Von meinem Mund

Und tue mein Erstaunen kund: Oh!

Flaco nimmt mein Erstaunen nickend zur Kenntnis, dann teilt er der Ente unbeeindruckt mit, dass seine Kneipe eine einfache Kneipe für einfache Leute sei, in der es Bier gebe, und vielleicht noch ‘ne Cola oder ‘ne Brause, aber keine gemixten Getränke.

Worauf die Ente enttäuscht ihre Schultern hängen lässt, sich umdreht und Richtung Tür watschelt und die Kneipe wieder verlässt.

Verrückt, denke ich, dann betrachte ich dein Foto und mir wird wieder bewusst, Valerie, wie leer, wie trist die Tage, die Stunden sind, wenn du nicht bei mir bist.

Da öffnet sich die Tür und ein Bonobo betritt die Kneipe.

Flaco spült unbeeindruckt weiter Gläser, dann guckt er mich an und sagt: Wusstest du, dass Bonobos ihre Aggressionen mit sexueller Interaktion kontrollieren? Ja, die beheben Meinungsverschiedenheiten mit Sex. Vorbildlich, oder? Und die kopulieren täglich mit verschiedenen Partnern in den verschiedensten Stellungen … aber nicht lange, immer nur so für zehn bis fünfzehn Sekunden, und dann ist erst mal wieder gut.

Echt?, frage ich erstaunt, das ist ja krass.

Der Bonobo guckt uns böse an. Na und, tut doch nicht so, als ob ihr Menschen mehr Ausdauer hättet, ruft er, zieht eine Liane aus seiner Tasche und hangelt sich an ihr zu uns herüber. Dann streicht er sich mit zwei Fingern über seinen gescheitelten Haarschopf und sagt zu Flaco: Mix mir einen Drink.

Und während ich mir nun auch mit der Hand durchs Haar streiche, teilt Flaco dem Bonobo emotionslos mit, dass seine Kneipe eine einfache Kneipe für einfache Leute sei, in der es Bier gebe, und vielleicht noch ‘ne Cola oder ‘ne Brause, aber keine gemixten Getränke.

Worauf der Bonobo enttäuscht die Liane fallen lässt und die Kneipe im Entengang wieder verlässt.

Verrückt, denke ich, dann betrachte ich wieder dein Foto, und ich bin so traurig, Valerie, dass du so weit weg bist und ich bekomme Angst, dass wir uns nie wiedersehen.

Und während ich Angst bekomme, dass ich dich nie wiedersehe, Valerie, höre ich ein schweres Stampfen vor der Kneipe. Und selbst Flaco, der doch bisher so unbeeindruckt Gläser gespült hat, schaut jetzt mit recht verkrampfter Mimik Richtung Tür – die just in diesem Moment aufspringt, worauf ein Elefant die Kneipe betritt.

Wusstest du, frage ich Flaco, dass allein der Kopf eines Afrikanischen Elefanten schon etwa so viel wiegt wie ein mittelgroßer PKW? Dass aber ein ganzer Elefant weniger wiegt als die Zunge eines Blauwals? Was wiederum bedeutet, dass die Zunge eines Blauwals mehr wiegt, als … na sagen wir mal, dass sie mehr wiegt als vier mittelgroße PKW, ist das nicht verrückt?

Aber Flaco reagiert nicht, er lässt (wohl vor Schreck) eines der gerade gespülten und polierten Gläser fallen, worauf der Elefant (wohl auch vor Schreck) flugs mit den Ohren wackelt und dabei so ziemlich alle frisch gespülten und polierten Gläser vom Tresen

räumt. Aber nicht nur die Gläser, auch eine der Fensterscheiben zersplittert, und jetzt weht der Wind unaufhörlich Schneeflocken in die Kneipe, und während die Scherben nach und nach von den Schneeflocken bedeckt werden, denke ich zurück an den Winter und dass wir uns im Winter, Valerie, im Schnee kennengelernt haben und dass …

Mix mir einen Drink, sagt der Elefant zu Flaco und reißt mich so aus meinen Gedanken. Mix mir einen Drink, wiederholt der Elefant noch einmal, worauf Flaco doch sichtlich verunsichert meint, dass er ja wirklich gern einen Drink mixen würde, aber jetzt ja leider alle Gläser kaputt seien, und er deshalb keinen Drink mehr mixen könne.

Da lässt der Elefant enttäuscht die Ohren hängen und geht wieder, und während der Elefant wieder geht, fällt mir auf, dass die Schneeflocken gar keine Schneeflocken sind, nein, es sind die Blüten des Apfelbaumes, der neben Flacos Kneipe steht. Und jetzt rieche ich den Frühling, und je aufdringlicher der Frühling wird, umso verschwommener werden die Erinnerungen an den Winter und damit auch an dich, Valerie. Du magst Tiere, du hättest einen schönen Abend gehabt, hier in Flacos Kneipe, und ich mag ja auch Tiere, aber dich, Valerie, dich hätte ich heute Abend viel lieber gesehen als diese Tiere.

Grafik: Tigermilch, ILLUMAT der Illustrations-
automat von Lydia Keßner

Bedarfe

Nächster Halt: Glück auf
Nächster Halt: Glück auf
das hörst du zwei Mal
kurz vor Nordhausen
Bedarfshalt, und du weißt

es wird so ein Tag
hell ist der
und macht den Herbst beliebt

und du fährst zur Brennerei
das Wort Verkostung im Kopf
Glück auf, der erste Korn
Glück auf, der zweite Korn
Bedarfshalt Gedicht

Nordhausen in der Kehle
und du schreibst wieder
nur vom Schnaps

Patrick Siebert

Das nächste hEFt erscheint am 29. September 2017

Offene Redaktion: 1. August
Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. August
Kontakt: redaktion@heft-online.de
Thema: Draußen auf Kaution

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Draußen auf Kaution«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/inn/en, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Campus Hilgenfeld, CKB, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Füchsen, Haus Dacheröden, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Klanggerüst, Klara Grün, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Kurhaus Simone, Nerly, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus, Tikolor, Wildfang, Weinatelier Rue // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Böhlen** Thüringische Sommerakademie // **Eisenach** TAM // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Lauscha** Goetheschule // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Schmalkaden** Villa K. // **Suhl** Kulturbaustelle, Provinzkultur e.V. // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de

Autor/innenverzeichnis

TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // OLEG ESTIS, 1964–1999, in einer Moskauer Künstlerfamilie als Sohn des bekannten Künstlers Nikolai Estis geboren, absolvierte die Kunstschule und die Staatliche Akademische Kunsthochschule in Moskau, vielfacher Preisträger internationaler Wettbewerbe, verstarb im Jahr 1999 in Deutschland, oleg.estis.de // UWE HÖFIG (UH), Jg. 1954, Diplomlehrer, Fotografiker, technischer Redakteur und ein Mensch mit Hang zur Kreativität. // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur bei Radio F.R.E.I., Erfurt // HARALD KAPPEL, Jg. 1960, aus Aachen, Arzt, Studium Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt »Kreatives Schreiben«, Leiter von Schreibkursen, zahlreiche Veröffentlichungen // LYDIA KESSNER, Grafikdesign & Illustration, aus der Kreativ-Etage Weimar zückt sie Stift, Pixel, Pinsel und Papier um Bücher, Plakate, Cover oder Logos zu entwerfen. // EWALD KLEIST, 23 Jahre, und studiert freie Kunst in Weimar, nebenher Noise-Musiker und Hiphop-Texter für Freunde // KATHLEEN KRÖGER, Jg. 1995, geboren in Halle, studiert in Erfurt Literaturwissenschaften und Geschichte // ANNABELL KÜSTER, Jg. 1997, studiert Germanistik an der Uni Erfurt, ist für Poesie und witzige Illustrationen zu begeistern, mag Katzen und Kaffee // STEFFEN LANGANHAN, Kulturwissenschaftler, Künstler, Publizist // SKOG OGVANN, in Sömmerda geboren und aufgewachsen, lebt im Sommer in Leipzig und arbeitet im Winter in Österreich als Skiguide. Sein Roman Der Eisschnellträumer, erschienen im Leipziger Plöttner Verlag, wurde weder in andere Sprachen übersetzt noch hat er dafür irgendeinen Buchpreis gewonnen. Er ist amtierender Thüringer Landesmeister im Poetry Slam. Der Herbst ist seine liebste Jahreszeit. // STEFAN PETERMANN, Autor, lebt in Weimar, stefanpetermann.de // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // RENÉ PORSCHEN, Jg. 1987, Literaturwissenschaftler, freiberuflicher Lektor und Skriptor, Laienschauspieler und antiästhetischer Lebenskünstler. Texte von ihm sind bereits im HANT-Magazin, dem Streichholz und dem Literaturmagazin FreiDenker erschienen. Hat keine Website und keine Preise. // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // CAPI RABOT, o. J., unauflösbarer Interessensgegensatz, arbeitet deshalb (mit anderen) an seiner Abschaffung // USCHI SCHMIDT, geb. 1984 in Erfurt, lebt und schreibt in Jena, arbeitet seit 2015 an der Universität Erfurt als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der germanistischen Sprachwissenschaft // ANDREAS SCHUMACHER, geb. 1981 in Bietigheim-Bissingen, lebt in Walheim und schreibt Lyrik und Prosa. Zuletzt erschien Der Zauberberg in sieben Strophen (sondog Verlag, 2017), andreasschumacherinfo.de // PATRICK SIEBERT, schreibt, liest und trinkt in Erfurt, Blog: Schaudort.com // CARSTEN STEPHAN, geb. 1971 in Dessau, lebt in Frankfurt am Main und schreibt v.a. komische Lyrik // MAX WALTHER, Jg. 1989, Erfurt // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // JULIAN WAGNER, gebürtiger Erfurter, Ethik- und Kunstlehrer in den letzten Zügen des Referendariats, https://www.facebook.com/Atelierzork // JOHANNES WITEK, geboren 1981, lebt in Salzburg, zahlreiche Veröffentlichungen